Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Hundertster Theil.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Johann.

Von

Paul de Kock.

Unser Ruhm ist oft das Werk eines Lächelns.
Legouvé, Verdienst der Frauen.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Theil.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Erstes Kapitel.

Die Mißgeburt.

Einige Wochen lang durchstrich Johann mit seinen Kameraden die Umgegend von Paris. Ueberall, wo es ihnen gefiel, machten sie Halt, und besonders ließen sie sich im Essen und Trinken nichts abgehen. Alles bezahlten sie, ohne zu handeln, und sie wurden deßhalb, besonders auch ihrer schönen Kleidung wegen, für junge Leute von guter Familie gehalten, die ihre Vacanz auf dem Lande zubringen wollten. Die Bauern finden Gefallen an ihnen, weil sie fluchen, rauchen und trinken; und von den Bäurinnen, die manchmal mit ihnen tanzen, erhalten sie nicht immer Ohrfeigen, wenn sie dieselben küssen wollen.

Wenn man aber des Tages dreimal ißt und zwar immer das Beste, was es gibt, auftragen läßt, wenn man sich kein Vergnügen versagt, wenn man endlich niemals handelt, so muß man bald den Grund seiner Börse sehen, selbst wenn dieselbe vierundzwanzig Louisd'or enthält. Eines Morgens, nachdem wie gewöhnlich die Zeche bezahlt war, sagte Johann zu seinen Kameraden: „Meine Herrn, wißt ihr, daß ich nur noch zwei Goldstücke in meiner Börse habe?"

„Sonderbar," sagte Demar. — „Schade!" sagte Gervais. — „Was wollen wir anfangen, wenn wir diese beiden letzten Louisd'or verbraucht haben?"

„Verdammt!" sagte Gervais, sich hinter den Ohren kratzend; „ich weiß nicht, womit wir unsere Diner bezahlen werden."

„Nun, wir wollen uns anderes Geld zu verschaffen suchen," sagte Demar. — „Wie so? — Wie? Ach! wir werden sehen!... Soviel ist gewiß, daß ich nicht zu meinem Vater zurückkehren werde. — Ich eben so wenig zu meinen Eltern," sagte Gervais; „man möchte mich wieder arbeiten lassen, aber profit! da wird nichts draus. — Zudem dürfen wir einander nicht verlassen, wir sind unzertrennlich. — Gewiß; und dann ist es besser, wir seien beieinander, als zu Hause." Johann spricht nichts; er scheint nachzudenken. Unsere Reisenden betreten jetzt das Städtchen Coulomniers.

„Ein hübscher Ort," sagt Demar. — „Ja," erwidert Gervais; „hier ist eine Restauration, so schön, wie man nur in Paris eine finden kann; wir wollen eintreten und diniren. — Aber," sagt Johann, „wir sollten jetzt unser Geld sparen und nicht so in den Tag hinein leben wie bisher. — Bah! bah! es ist schon noch Zeit. Zuerst wollen wir diniren und nachher rechnen."

Man kehrt bei dem Restaurateur ein. Er reicht den jungen Herrn eine Karte, wie zu Paris. Gervais geräth über die verschiedenen Arten, auf welche

Kalbs- und Hammelsfleisch zubereitet wird, in Verzückung und ruft: „Man sollte von dem ... und von dem ... und von dem essen."

„Ja," sagte Johann, „dann wird einer unserer Louis darauf gehen. — Und wenn auch! es bleibt ja noch einer übrig. — Aber nachher? — Nachher haben wir gut dinirt, das ist die Hauptsache. — Ihr denkt immer nur ans Essen. — Und Du predigst nichts als Moral; es ist schon der Mühe werth, die Kasse einem Menschen anzuvertrauen, der immer brummt, wenn er bezahlen soll. — Ich glaube doch, daß sie mir gehörte. — Nein, sie gehörte uns; wir haben ja Alles zusammengethan. — Zusammengethan? Ich habe Alles hergegeben; ihr habt nichts dazugethan. — Du brauchst uns keine Vorwürfe zu machen! Du bist mir ein sauberer Freund."

Zum erstenmale zankten sie sich zur Essenszeit; die Eintracht, welche, so lange Geld da war, unter ihnen herrschte, hatte bereits einen bedeutenden Stoß erlitten, weil die Louisd'ors stark auf die Neige gingen. Indeß wurde jetzt aufgetragen und Johann rief: „Meinetwegen könnt Ihr, wenn Ihr wollt, Alles verzehren, was noch da ist; es ist völlig gleichgültig."

Nach dem Essen ging man in der Stadt spazieren. Die jungen Herren hörten, daß am folgenden Tage ein Jahrmarkt gehalten würde, zu dem sehr viele Leute aus der Umgegend kämen.

„Sapperment!" sagte Demar zu seinen Kame-

raden, „morgen wäre die beste Gelegenheit, Geld zu verdienen, wenn man den Bauern einige Gaukeleien vormachte. — Was für Gaukeleien?" fragte Gervais. — „Ich weiß noch nicht, aber man muß die Sache überlegen. — Nun," sagte Johann, „wir wollen über eine Posse nachdenken; ich bin dabei."

Unsere Helden gingen wieder in das Wirthshaus zurück, wo sie übernachten und soupiren wollten. Jeder sann auf ein leichtes Mittel, um am folgenden Tage Geld zu verdienen.

„Wenn wir Kartenkunststücke machten?" sagte Demar. — „O! die Bauern sind so abgeschlagen als wir. — Ich," sagte Gervais, „ich kann mich drei Minuten lang auf den Händen halten und die Füße in die Höhe strecken. — Das hat man schon gesehen. — Ich verschlinge Flachs. — Ist zu gewöhnlich. — Gervais Du hast einen so guten Magen, könntest Du nicht ein Messer verschlucken? — O nein, das kann ich nicht. — Versuchs einmal. — Nein, es würde nicht gehen. — Wenn wir nur eine Merkwürdigkeit sehen lassen könnten, das wäre einträglich; die Bauern sind sehr neugierig; wir würden viel Geld gewinnen. — Der Teufel auch! Was könnten wir ihnen denn zeigen, das sie nicht schon gesehen hätten? — Wir wollen ihnen eine Mißgeburt zeigen, wie man so viele auf dem Boulevard du Temple zu Paris sieht. — Eine Mißgeburt? Wir haben ja keine. — Glaubt ihr, daß alle diejenigen, welche solche zeigen, mehr haben, als wir? Es handelt sich nur darum, eine zu

machen; zu drei werden wir doch auch etwas veranstalten können. — Er hat Recht, wir wollen eine Mißgeburt machen, ein Thier, kurz, eine Merkwürdigkeit. — Wer soll aber die Mißgeburt vorstellen? Gervais? nichtwahr? — Ja, er ist ohnehin häßlich genug, da geht's um so leichter. — Demar soll Zuschauer herbeirufen und ich werde das Thier als Cornac zeigen. — Ganz recht. — Es handelt sich jetzt nur darum, was wir eigentlich aus ihm machen wollen. Einen Riesen? — O nein, man müßte Stelzen und Beine von Pappendeckel haben. — Einen Fisch? — Dazu wären Schuppen nöthig."

„Wartet," sagte Johann, indem er sich vor die Stirne schlug. „Seht dort in jener Ecke liegt ein großer Kopf von Pappe, den wahrscheinlich irgend ein Modehändler in dieser Schenke liegen ließ. — Ja; und dann? — Du kannst Deinen Kopf unterwärts halten, nichtwahr Gervais? — Ja, ein paar Augenblicke, wenn ich mich an einen Gegenstand anlehne. — Gut, nun ist unsere Mißgeburt gefunden. — Wie so? — Du hältst den Kopf unterwärts, wir umwickeln Dir die Beine mit Deinem Rock und setzen den Puppenkopf, der noch eine Perrüke und einen Hut bekommen muß, auf Deinen Rumpf. Dann können wir einen Mann zeigen, der zwei Köpfe hat, den einen oben, den andern unten. — In der That, nicht übel. — Ja, aber wenn man den oberen Kopf genau betrachtet und merkt... — Man betrachtet die Mißgeburten nur von

ferne. Zudem kommst Du an einen dunkeln Ort, und dann muß man auch etwas riskiren. — Einverstanden! wir wollen einen Mann mit zwei Köpfen sehen lassen."

Nachdem die drei Reisenden eine Probe mit ihrer Vorstellung, die völlig zu ihrer Zufriedenheit ausfällt, und sich auch über die Einrichtung einer zweckmäßigen Bude berathen haben, gehen sie zu Bette, ganz entzückt über ihr Projekt, von dem sie sich eben so viel Vergnügen als Gewinn versprechen. Nachdem am folgenden Morgen das Frühstück und der große Kopf bezahlt ist, suchen sie auf dem Markte einen passenden Ort zu ihrer Vorstellung auf. Dann kaufen sie zu einer Bude mehre Ellen Leinwand, die ihnen aber theurer zu stehen kommt, als sie anfangs glaubten, weßhalb Johann zu seinen Kameraden sagte: „Wenn wir nur unsere Unkosten herausschlagen. — Man muß eben das Eintrittsgeld hoch stellen," erwidert Gervais.

Jetzt mußten sie auch noch große Pfähle haben, um das linnene Haus zu stützen. Nachdem endlich die Einkäufe besorgt waren, wurde zur Errichtung der Bude geschritten. Als sie fertig war, konnten zur Noth zehn Personen darin Raum finden. Das Innere wurde aber nur durch die Helle erleuchtet, welche durch die Leinwand hindurchdrang; dieses Halbdunkel hielten unsere Helden zum Gelingen ihres Planes durchaus für nothwendig.

Gervais wurde nun aufgeputzt, wie am gestrigen Abend; da er jedoch seinen Kopf nicht eine

Stunde vorher unterwärts halten konnte, so verabredete man, daß Demar Niemand einlassen sollte, ohne in die Hände geklatscht zu haben, zum Zeichen für seine Kameraden. Als Alles in Bereitschaft war, stellte sich Demar vor der Bude auf und rief:

„Hier ist zu sehen ein außerordentliches, übernatürliches Geschöpf, ein Mann mit zwei Köpfen; denn einen hat er oben, den andern unten; treten Sie ein, meine Herrn und Damen; die Mißgeburt ist lebendig, sie spricht, und was das Merkwürdigste ist, sie spricht gewöhnlich mit ihrem unteren Kopfe. Treten Sie ein, geniren Sie sich nicht, es ist noch Platz, es kostet nur zehn Sous die Person, und Kinder unter zwei Jahren zahlen bloß die Hälfte."

Einige Neugierige nähern sich der Bude, aber Niemand tritt ein, Demar ruft immer lauter, doch die Leute entfernen sich lachend wieder: „Das sind uns schöne Komödianten, die nicht einmal ein Gemälde an ihrer Bude haben."

„Es scheint, wir machen schlechte Geschäfte," sagt Johann zu Gervais, der auf dem Boden liegen muß, weil seine Füße in den Rock eingewickelt sind.

„Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie nur ein!" ruft Demar einigen Bauern zu, die vor der Bude stehen. — „Wie viel kostet's, wenn man Deine Mißgeburt sehen will?" fragt einer von ihnen. — „Nicht weiter als zehn Sous die Person. — Zehn Sous! O, wir haben für zwei Sous Affen, Schlangen und Bären gesehen. — Ja, aber

keinen Mann mit zwei Köpfen! — Der kann auch nicht schöner sein als ein Bär."

Die Bauern entfernen sich und Johann ruft zur Bude hinaus: „Demar, setze Deinen Preis herab, Du siehst, daß Niemand kommt; laß Gervais um fünf Sous sehen."

Als Demar einige Neugierige in der Nähe sieht, so ruft er: „Heute zeigt man den Mann mit zwei Köpfen um fünf Sous, weil wir viele Leute haben; morgen aber muß man das Doppelte bezahlen, da unsere Mißgeburt sehr theuer zu unterhalten ist."

Ein alter Bauer und sein Weib gehen auf Demar zu und bezeigen nicht wenig Lust zum Eintreten. „Ich habe noch nie eine solche Mißgeburt gesehen," sagt der Mann; „und ich möchte doch nicht sterben, ohne dieselbe zu sehen; es muß schön sein." — „Ein Mann, der zwei Köpfe hat!" sagt die Frau; „das ist erstaunlich, und Sie sagen, Herr, da einer oben und einer unten ist? — Ja wohl. — Wie sitzt denn der obere? — Ganz wie die unsrigen. — Und an welchem Ort ist der untere? — Ah! das ist außerordentlich; treten Sie ein, dann werden Sie es sehen. — Wir wollen eintreten, Frau ... — Nur noch einen Augenblick Geduld ... Ist Ihre Mißgeburt bösartig? — Sie ist so sanft, wie ein Lamm und singt sogar, wenn man es verlangt. — Wie viel kostet es? — Zehn Sous für Beide. — Das ist sehr theuer. — O ganz und gar nicht. — Bezahlt man vorher? — Dies ist durchaus nöthig."

Der alte Bauer gibt Demar seine zehn Sous und sagt: „Wo geht es hinein, ich sehe ja keine Thüre? — Da hinein. Aber wartet ein wenig, ich muß vorher ein Zeichen geben; unsere Mißgeburt könnte auch schlafen und dann würdet ihr nichts sehen, weil sie während des Schlafes ihre Köpfe unter ihren Schultern verbirgt, wie die Zeisige."

Demar klatscht in die Hände. Alsbald muß Gervais den Puppenkopf aufsetzen und in demselben Augenblicke treten der Bauer und seine Frau in die Bude und reiben sich die Augen, um deutlicher zu sehen.

„Ach! Gott, wo sind wir denn?" fragte die Frau; „man sieht ja beinahe nichts." — „Sehen sie, meine Herrn und Damen, hier ist der Mann mit zwei Köpfen," sagt Johann, indem er sich beinahe zwischen das Publikum und Gervais stellt.

„Ah! nun sehe ich etwas," ruft der Bauer; „dort, Weib, ist die Mißgeburt... — Ach Gott! Mann, wie ist ihr oberer Kopf so häßlich! was hat sie für stiere Augen!" — „Blicken Sie den unteren Kopf an," sagt Johann, „dieser ist schöner und er bewegt ihn gewöhnlich auch. — Lassen Sie ihn doch ein wenig sprechen."

„Sprich!" sagt Johann, Gervais auf den Magen klopfend. — „Ich ersticke," murmelte dieser und wird bereits purpurroth.

„Was hat er gesagt, Herr?" fragt die Bäurin. — „Er hat gesagt, sie seien eine sehr schöne Frau. — Diese Mißgeburt ist nicht so dumm." — „Man

hat uns auch gesagt, daß er singe," sagt der Bauer. „Lassen Sie ihn doch ein Liedchen singen."

„Willst Du singen?" fragte Johann seinen Freund Gervais, aber dieser flüstert ihm ins Ohr: „Nein, beim Blitz! ich will aufstehen ... Schicke die Leute sogleich fort, ich kann nicht mehr."

„Gehen Sie schnell!" ruft Johann dem alten Bauer und seinem Weibe zu; „er gestand mir, er habe Lust, Sie zu fressen."

„Ach Gott! retten wir uns!"

Mit diesen Worten stürzte der Bauer und die Bäurin zur Hütte hinaus. Draußen fragte sie Demar, um den sich bereits eine Schaar junger Leute versammelt hatte, ob ihnen die Mißgeburt nicht merkwürdig vorgekommen sei.

„Ja, ja," sagte die Bäurin, es ist eine schöne Komödie; aber Sie sagten, Ihre Mißgeburt sei zahm wie ein Lamm, und doch hat sie uns den größten Schrecken eingejagt. — „Es ist zwar merkwürdig," sagte der Bauer, „aber ich möchte nicht mehr so viel Geld ausgeben. — Warum nicht? — Nun, fragen Sie den Cornac, was dieser Mann mit zwei Köpfen uns thun wollte. Wenn wir nicht so schnell hinausgelaufen wären, so hätte er uns gefressen; dies ist Alles."

Demar, der kaum das Lachen halten konnte, erwiderte: „Sonderbar!... er befand sich eben gerade in einem seiner schlimmen Augenblicke; doch ist das sehr selten."

„Wir wollen gehen, Mann, ich bin nicht ruhig

bei dieser Bude," sagte die Bäurin zu dem Bauer und das alte Paar entfernte sich.

Die Bauernbursche, welche vor der Bude einen Theil dieses Gesprächs gehört hatten, wurden dadurch nur um so neugieriger; sie beriethen sich wegen des Eintritts, wollten aber nicht fünf Sous bezahlen. Da sie zu Vier waren, so ging Demar endlich auf zwölf Sous für alle zusammen herunter. Die Bauernbursche zahlten, Demar klatschte in die Hände und ließ dann sein Publikum eintreten.

Drinnen murrten die Bursche über die geringe Helle, welche durch die Leinwand drang. — „Warum hast Du Deine Mißgeburt nicht besser beleuchtet!" sagte Einer von ihnen zu Johann. „Willst Du uns Katzen für Tiger zeigen?"

Statt aller Antwort stellte Johann die vier Bauernbusche so weit als möglich von Gervais auf und sagte: „Seht, meine Herrn, den Mann mit zwei Köpfen; betrachtet besonders den unteren Kopf, dies ist der merkwürdigste."

Die Bursche betrachteten Gervais einige Augenblicke mit mißtrauischer Miene; dann sagte Einer von ihnen zu Johann: „Warum bewegt der obere Kopf weder seine Augen, noch seinen Mund? — Er ist so zur Welt gekommen, meine Herren, weiter kann ich nichts sagen."

„He! ihr Andern, sieht der nicht aus wie eine Maske?" sagte ein zweiter Bursche, indem er auf Gervais zuging. Johann suchte ihn mit den Worten: „Kommen Sie ihm nicht so nahe, meine

Herren, er ist manchmal bösartig," zurückzudrängen.

„Freunde, ich glaube, daß man uns das Geld stiehlt!... das ist noch nie ein Kopf gewesen..."

Während dieses Gespräches sagte Gervais, der bereits sehr müde war, zu Johann: „Schicke sie doch fort... Ich kann es nicht mehr aushalten..."

Aber die Bauernbursche waren durchaus nicht gesonnen, jetzt schon zu gehen und während Johann sein Möglichstes that, um sie von dem Pappenkopfe fern zu halten, fiel Gervais der Länge nach hin und in diesem Augenblicke rollte der falsche Kopf sammt seiner Perrüke den Bauernburschen vor die Füße.

„Ah! seht ihr die Schelmerei! Spitzbuben sind es! der Kopf ist von Pappe," schrieen die Bursche; und als Johann sah, daß die Sache schlimm ablaufe, schlich er zur Bude hinaus und wollte Demar zu Hülfe rufen. Dieser aber hatte sich bereits aus dem Staube gemacht. Um nun seinen gefangenen Kameraden zu retten, zog er die Pfähle aus dem Boden, so daß dieselben sammt der Leinwand auf die Bauernbursche fielen und in dieser Verwirrung gelang es ihm, Gervais hervorzuzerren und mit ihm ins Freie zu entfliehen.

Zweites Kapitel.

Ein anderer Schelmenstreich Demars — Die Bauernfamilie.

Johann und Gervais hatten Coulomniers hinter sich, ehe noch die schwerfälligen Bauernbursche aus dem linnenen Häuschen hervorgekrochen waren. Johann wollte Halt machen, Gervais aber lief immer fort, denn die Furcht gab ihm Flügel; als sie einen schmalen Fußpfad eingeschlagen hatten, sahen sie Jemand vor sich herlaufen.

„Ach Gott, da ist einer von denen, die mich geschlagen haben," sagte Gervais. — „O nein," sagte Johann, „es ist Demar, ich kenne ihn wohl."

Dieser war es auch. Sobald die jungen Leute sich wieder versammelt hatten, standen sie hinter Gebüschen stille, um Athem zu schöpfen.

„Du hast uns in einer schönen Klemme verlassen," sagte Johann zu Demar. — „Warum wisset ihr eure Rollen nicht besser zu spielen? — Gervais konnte es eben nimmer aushalten. — Glaubt ihr, man könne lange in einer solchen Stellung bleiben und sich nachher durchprügeln lassen? Der Teufel soll mich holen, wenn ich je wieder eine Mißgeburt spiele. — Ich habe mich zuerst geflüchtet, weil ich das eingenommene Geld nimmer herausgeben wollte. — Apropos, wie viel beträgt unsere Einnahme? — Zweiundzwanzig Sous im Ganzen. — Das ist sauber! Wir haben nicht einmal so viel herausgeschlagen, als die Perrüke kostete. — Und die Lein-

wandbude ist in den Händen der Bauern geblieben! — Daran bist Du schuld, Johann, denn Du machtest den Vorschlag, eine Merkwürdigkeit zu zeigen. — Man gewinnt eben nicht immer; vielleicht sind wir ein andermal glücklicher." — „Ja, aber ich mache auch keine Mißgeburt mehr," sagte Gervais, indem er sich die Lenden rieb. „Auf! wir wollen weiter reisen, denn ich mag nicht so nahe bei dem Schauplatze unserer Heldenthaten bleiben."

Die jungen Herren machten sich wieder auf den Weg und ruhten erst in dem Dörfchen Boissy-le-Chatel ein wenig aus. Sie hielten es für gerathen, sich immer weiter von Coulomniers zu entfernen. Unterwegs wurde aber nicht mehr gespielt, denn Gervais schien zu leiden, Demar war in tiefes Nachdenken und Johann sagte ganz leise zu sich selbst: „Ach! wäre ich doch bei meinen Eltern! Mein Vater hatte mich allerdings eingesperrt, aber ich verdiente auch eine Strafe, und sicherlich hätte meine Mutter mich nicht lange bei Wasser und Brod sitzen lassen."

Als unsere Reisenden in das Städtchen Rebais einziehen, denken sie nicht mehr daran, den besten Traiteur aufzusuchen, das Schauspielunternehmen hat ihre Börse bedeutend erleichtert; Johann besitzt nur noch zwanzig Franken und erklärt mit Bestimmtheit, daß dieses Geld fünfzehn Tage ausreichen soll. Demar lachte ihm ins Gesicht und Gervais erwidert: „Wenn's so steht, essen wir keine Rebhühner mehr."

Die jungen Herren gehen in eine abscheuliche Kneipe und speisen zum Nachtessen Omelette und Käse. Dann weist man allen Dreien ein einziges Bett in einem Mansardenzimmer an; die Nacht bringen sie mit Streitigkeiten anstatt mit Schlafen hin; denn das Unglück macht übelgelaunt, besonders wenn man es verdient hat.

Nach dem Frühstück am folgenden Morgen bezahlt Johann die Zeche; trotz aller Einschränkungen beträgt sie mit dem Schlafgeld doch sieben Franken, und Johann sagt zu seinen Kameraden: „Bei aller Sparsamkeit und schlechter Kost werden die zwanzig Franken nicht weit reichen. — Dann wäre es besser, wir dinirten gut," bemerkte Gervais.

Demar sprach kein Wort, sondern betrachtete einen Reisenden, der so eben das Wirthshaus betreten hatte und unter dem Arme ein schweres Felleisen hielt, das er auf eine Bank neben einem Tisch stellte, an welcher er selbst sich niedersetzte. Das Gesicht dieses Reisenden verrieth Zutraulichkeit und Gutmüthigkeie; kaum war er eingetreten, so knüpfte er ein Gespräch mit allen Personen in seiner Nähe an und erzählte ihnen seine Angelegenheiten.

„Lasset uns gehen," sagt Johann, „was thun wir hier? — Meiner Treu, ich bin müde," versetzt Demar, „auch haben wir keine Eile ... Wir wollen deßhalb noch ein wenig bleiben, und ich hoffe, es wird nicht umsonst sein. — Wie?"

Demar spricht nicht weiter, sondern legt sich auf eine Bank und raucht eine Pfeife. Johann und

Gervais gehen in einem kleinen Garten hinter dem Hause spazieren. Hier mochten sie bereits eine Viertelstunde sein, als Demar zu ihnen kam. Sein Gesicht hatte einen ganz besonderen Ausdruck; er blickte häufig zurück und schien sehr aufgeregt.

„Was zum Teufel hast Du gemacht?" fragte Johann, betroffen über Demars Verwirrung. — „Einen schönen Schelmenstreich," erwiderte Demar mit leiser Stimme und immer zurückblickend. — „Was ist's denn? — St! sprecht leise!... O, ich habe meine Zeit nicht verloren. Ich habe diesem Tölpel von Reisenden, den Ihr gesehen habt, einen guten Streich gespielt. Ich glaubte, es sei hier im Garten ein Ausgang, ich sehe aber keine Thüre. — Gut, wir werden durchs Haus gehen... kommt! — Nein, nein, wartet!" sagte Demar, indem er Johann, der gerade ins Haus zurück wollte, aufhielt. Ich gehe diesen Weg nicht wieder zurück... Wenn der dumme Reisende es bemerkt hätte... Jedoch, er frühstückt und ich hoffe....— Was hast Du denn? Warum zitterst Du so? Sprich...— Freut Euch... wir sind wieder bei Geld! Wir können uns aufs Neue und lange Zeit hindurch amüsiren! Da... seht Ihr dieses Portefeuille?"

„Ach Gott!" rief Johann, dem plötzlich ein Licht aufging; „sprich Dich aus... dieses Portefeuille, wem gehört es? — Es gehörte jenem Reisenden, der mit Jedermann plauderte. Nachdem Ihr hinweggegangen, habe ich mich ihm genähert und ein Gespräch mit ihm angeknüpft. Der Tölpel machte

sein Felleisen auf, um mir die Geschenke zu zeigen, welche er seiner Frau bringe; dabei sagte er mir, er habe zu Coulomniers tausend Thaler eingenommen; dann zog er sein Portefeuille heraus, um eine Adresse zu suchen, und nachdem er dasselbe wieder zugemacht, wollte er es in die Tasche stecken, ließ es aber auf den Boden fallen. Alsbald stellte ich meinen Fuß darauf, dann bewunderte ich die Geschenke, welche das Felleisen enthielt, um den Fremden zu zerstreuen; endlich hob ich das Portefeuille unbemerkt auf und verabschiedete mich. — Unglücklicher! das ist ein Diebstahl," sagte Johann, indem er Demar mit Entrüstung anblickte. — „Nein, es ist kein Diebstahl; warum läßt der Tölpel sein Portefeuille fallen? — Du sahst es seinen Händen entfallen und hättest es ihm wieder geben sollen. — Ich habe es aber nicht genommen, sondern nur aufgehoben. — Du mußt es aber dem Eigenthümer wieder zurückstellen ... Wenn dieser Reisende bemerkt, daß es ihm fehlt ... wenn man es bei Dir fände ... Ach Gott, wir würden als Diebe verhaftet... — Bah! bah! Du siehst sogleich Alles im schwärzesten Lichte. Ich werde es nicht zurückgeben. — Gut, ich gehe ... O Himmel, es ist nicht mehr Zeit... Gebt Acht, wir werden verhaftet."

Demar und Gervais kehren sich um und sehen zwischen den Bäumen hindurch, hinter denen sie verborgen sind, drei Gendarmen, die in den Garten getreten sind, am Eingange einer Allee stehen bleiben und Jemand zu suchen scheinen.

Gleich als hätte man ihm ein Meduſenhaupt vorgehalten, wird Demar blaß und kann keinen Schritt weder vor- noch rückwärts thun. In Folge einer unter bedenklichen Umſtänden bei ihm gewöhnlichen Bewegung iſt Gervais ſogleich unter einen einen Tiſch geſchlüpft; Johann hingegen, der bei dem Gedanken zuſammenſchaudert, als Mitſchuldiger eines Diebſtahls verhaftet zu werden, während ſein Gewiſſen ihm nichts vorwerfen kann, entfernt ſich ſchnell von ſeinen Kameraden, läuft nach dem Hintergrunde des Gartens und ſpringt über die nur vier Fuß hohe Mauer ins Freie, wo er über eine Stunde weit flieht, ohne anzuhalten oder zurückzublicken.

In einem Gehölze legt er ſich endlich vor Mattigkeit nieder und ſchläft ein. Als er wieder aufwacht, iſt es bereits finſtere Nacht. Da ſieht er in der Ferne ein Licht; er geht darauf zu und kommt an ein elendes Bauernhäuschen. Auf ein leichtes Klopfen an der Thüre erwidert eine Kinderſtimme: „Biſt Du es, Johann?“

Unſer Reiſender iſt ein wenig überraſcht, an einem ihm völlig unbekannten Orte ſeinen Namen nennen zu hören. Indeß iſt die Stimme, welche ihm zurief, ſo ſanft, daß er nicht umhin kann, alsbald zu antworten: „Ja, ich bin's.“

Die Thüre wird geöffnet, ein ſieben- bis achtjähriger Knabe mit ſanftem, naivem Geſichtchen erſcheint auf der Schwelle und ruft, als er den jungen Reiſenden ſieht: „Ach, das iſt nicht Johann!“

Indeß thut unser Reisender einige Schritte vorwärts und befindet sich an der Thüre eines ärmlich möblirten Zimmers, in welchem ein etwa fünfzigjähriger Bauer an einem Tische sitzt, während eines seiner Beine auf einem Schemel ruht. „Wer ist da?" fragt derselbe, nach der Thüre blickend.

„Guter Freund," sagt Johann und schreitet weiter vorwärts, „ich habe mich im Walde verirrt, ich bin nicht bekannt in dieser Gegend und suche ein Haus, wo ich zu Nacht essen könnte, denn ich bin sehr hungrig ... Ich werde bezahlen Freund, denn ich habe schon noch Geld."

Der Bauer lächelte, indem er Johann ansah, dessen Jugend und offenes Gesicht ihm Theilnahme einflößten. — „Wenn Sie auch nicht bezahlen könnten," sagte er, „glauben Sie, ich würde Ihnen ein Stück Brod verweigern? Nein, das ist nicht meine Gewohnheit, obwohl ich nicht reich bin."

„O nein, wir sind nicht reich," sagte der kleine Knabe, „besonders seit unsere Kuh todt ist."

„Schweig, Jakob. Treten Sie ein, junger Herr, setzen Sie sich. Ich will Ihnen geben, was ich habe, auch erwarte ich jeden Augenblick meinen ältesten Sohn, der wieder Mundvorrath bringt. Ich glaubte, er wäre es, als Sie klopften. — Er heißt also Johann? — Ja. — Gerade wie ich. — Ah, Sie heißen wie mein Sohn! Dies ist ein weiterer Grund, daß Sie mit uns zu Nacht essen müssen."

Johann setzt sich an den Tisch. Der kleine Jakob

legt ihm Brod und Käse vor und betrachtet ihn mit vieler Neugierde. Während Johann ißt, hat er alle möglichen Fragen zu beantworten, die der Bauer an ihn richtet. Eine Weile nachher kommt der älteste Sohn, der durch unermüdliche Arbeit seinem an einem Fuße gelähmten Vater ein sorgenfreies Leben bereitet. Rührende Worte der Liebe werden zwischen Vater und Sohn ausgetauscht und machen auf Johann einen unbeschreiblichen Eindruck, so daß dieser den festen Entschluß faßt, am nächsten Morgen nach dem dreizehn Stunden entfernten Paris zu seinen Eltern zurückzukehren.

Johann theilt mit dem ältesten Sohne des Bauers das Bett. Aber der Schlaf kommt nicht in seine Augen, allzuviele Gedanken bewegen sein Herz und seinen Geist; er wirft sich seine Flucht vor, er denkt an den Kummer, den seine Eltern erdulden müssen, an die Art, auf welche er ihre Liebe, ihre Nachsicht gegen ihn belohnt. Welcher Unterschied zwischen seinem Betragen und dem der Kinder dieses armen Bauers, dessen ältester Sohn jetzt so ruhig neben ihm schläft. „Ich will zu meiner Mutter zurückkehren," dachte Johann, „dann werde ich so ruhig schlafen als er."

Der Tag erschien endlich und die Bewohner der Hütte standen frühzeitig auf. Man frühstückte, der älteste Sohn nahm Hacke und Spaten und ging an die Arbeit. Johann erkundigte sich nach dem Weg; vor seiner Abreise wollte er all sein Geld dem Bauern geben, dieser aber nahm nur einen sehr

kleinen Theil davon an. Der kleine Jakob zeigte Johann die Straße nach Paris, und als Johann an der Stelle angekommen war, wo er keines Führers mehr bedurfte, gab er dem Kleinen sein Geld und sagte: „Da bring es Deinem Vater, ich brauche nichts mehr, denn ich werde heute Abend schon bei meinen Eltern sein.“

Der Kleine nahm Alles, was man ihm gab, hüpfte vor Freude und rief, als er heimkam. „Jetzt können wir wieder eine Kuh kaufen! Jetzt können wir wieder eine Kuh kaufen!“

Mit sich selbst zufriedener, als am vorigen Abende, wanderte Johann wohlgemuth seinen Weg dahin, und machte erst nach sechs Stunden Halt, um in einem Wirthshause für zehn Sous, die er sich als Reisegeld zurückbehalten hatte, ein Mittagessen einzunehmen. Es blieben ihm jetzt noch sieben Stunden übrig und als er in Paris ankam, war es bereits Nacht. Aus Furcht, zu Hause übel empfangen zu werden, suchte er die Wohnung seines Pathen Schönzopf auf, der von jeher zwischen ihm und seinem Vater den Vermittler gemacht hatte und dessen ausnehmende Nachsicht er wohl kannte.

Drittes Kapitel.

Das väterliche Haus — Die junge Bonne — Schönzopfs Plan.

Von Herrn Schönzopf wurde Johann mit der größten Freude aufgenommen. Leider aber hatte

ihm der würdige Pathe mitzutheilen, daß sein Vater während seiner zweimonatlichen Abwesenheit am Schlage gestorben sei, obwohl er jeden Morgen einen Kräuterabguß gegen einen solchen Fall eingenommen habe. Johann fand deßhalb seine älterliche Wohnung in ganz veränderten Verhältnissen. Madame Durand hatte sich vom Geschäfte zurückgezogen und lebte von ihren sechstausend Thalern Renten, welche sie der Sparsamkeit ihres Mannes und dem vortheilhaften Verkaufe des Kräuterladens verdankte. Da nun Johann von dem Vermögen seiner verstorbenen Pathe eben so viel Renten bezog, so sagte Madame Durand zu Jedermann: „Mein Sohn erhält eines Tages zwölftausend Thaler Renten, mit diesen, so wie mit seiner hübschen Figur und seinen sonstigen Eigenschaften kann er eine Herzogin heirathen."

Uebrigens hatte Johann, beiläufig gesagt, eine größere Vorliebe für Grisetten, als für Herzoginnen. Er war jetzt häufig in Gesellschaft Schönzopfs und lebte ganz nach seinem Behagen, aber ohne sich, wie unter seinen früheren Freunden, zu berauschen.

Die Zeit floß schnell dahin. Johann hatte sein neunzehntes Jahr zurückgelegt. Er schloß sich an mehre junge Leute seines Alters an, betrachtete sie aber mehr als Bekannte, denn als Freunde. Indeß wurde sein gutes Herz doch öfters mißbraucht. Man entlehnte Geld von ihm und er konnte Niemand etwas abschlagen; er erwies Anderen gerne einen Dienst und so sich einer bei ihm über Unglücksfälle

beklagte, so stellte er demjenigen, den er für unglücklich hielt, seine ganze Börse zur Verfügung. Viele borgten nun von ihm, ohne es ihm wieder zurück zu zahlen, und oft traf es sich, daß er den vermeintlichen Unglücklichen, welchem er geholfen, in einem Wirthshause schwelgen und sich über seine Gutmüthigkeit lustig machen sah. Schönzopf stellte ihn deßhalb manchmal zur Rede, aber Johann wollte nie auf die engherzigen Grundsätze seiner Pathen eingehen.

Johann besuchte oft mehrmals des Tages den alten Peruquier, fand ihn aber nicht immer zu Hause; dagegen traf er Jungfer Rosa, eine junge Bonne, welche der galante Herr als Haushälterin angenommen hatte. Diese sah Johann nicht ungerne; besonders fand das Mädchen Gefallen an seinem freien, ungenirten Wesen. Johann plauderte mit Rosa, die keineswegs die Spröde spielte, und oft drückte er ihr während des Gespräches die Hand, dann den Arm, dann das Kinn und manchmal auch noch etwas Anderes. Jungfer Rosa wurde keineswegs böse, sondern stellte sich, als gebe sie nicht Acht darauf.

Als Johann eines Morgens seinen Pathen nicht zu Hause fand, setzte er sich neben die junge Bonne und sagte zu ihr: „Rosa, man behauptet, ich sei roh, uncultivirt, glauben Sie das? — Gewiß nicht, Herr Johann, ich habe Sie im Gegentheile immer sehr artig gefunden. Sie sind jung und lebhaft, das ist sehr verzeihlich! Auch liebe ich lang-

same Leute durchaus nicht; ach Gott! diese sind ganz unerträglich. — Man sagt auch, ich fluche bei jeder Gelegenheit. — Pfui! welche Lüge! Zudem... welcher Mann flucht nicht? In Augenblicken der Aufregung kann man sich oft unmöglich zurückhalten. Ich kenne viele Frauen, welche ärger fluchen als Grenadiere, z. B. die Frau des Portiers da drüben. — Man sagt, ich rieche nach der Pfeife auf eine Stunde weit. — Nun, das beweist eben, daß Sie rauchen, weiter nichts. Ich liebe den Tabaksgeruch sehr. — Mein Pathe behauptet, ich habe einen schlechten Gang. — Er möchte wohl, daß Sie gleich ihm wie ein Aal einherschlichen. — Ferner sagt er, ich verwende nicht genug Sorgfalt auf meine Toilette. — Etwa, weil Sie den Stutzer nicht machen und zwei Stunden vor dem Spiegel stehen? Sie sind sehr geschmackvoll gekleidet; ich verabscheue die Gecken. — Er behauptet, ich habe nicht Weltkenntniß genug, ich müsse mehr lügen und gegen die mir Unangenehmen eine gute Miene machen. — Das sind mir schöne Rathschläge! Man will Ihr reines Herz beflecken, Ihre gute Gesinnung verderben. Hören Sie nicht darauf, Herr Johann; sind Sie denn nicht groß genug, um Ihr Benehmen selbst ermessen zu können? — Endlich hat er gesagt, ich könne keinem Frauenzimmer den Hof machen; ich sei nicht galant u. s. w. — Ha! ha! ha! als ob Sie seiner bedürften, um zu gefallen... Es scheint mir, daß Sie wohl im Stande sind...

Kurz, Sie sind in einem Alter, um zu wissen... Und dann versteht es sich ..."

Sei es, daß Jungfer Rosa errathen hatte, daß sie Johann gefalle, oder daß dieser ihr zeigen wollte, wie er den Damen den Hof mache, kurz die Unterhaltung hatte bereits über eine Stunde gedauert, als Schönzopf heimkam; da er einen Hausschlüssel hatte, so klingelte er nicht und gelangte unbemerkt bis in den kleinen Salon, in welchem Johann noch mit der jungen Bonne plauderte.

Schönzopf schnitt diesmal eine Grimasse, welche keinem Lächeln glich; es kam ihm vor, als ob sein Pathe und die junge Bonne allzu vertraulich mit einander koseten.

Johann indeß ging seinem Pathen fröhlich entgegen und sagte: „Ich erwartete Sie... — Das sehe ich," erwiderte Schönzopf und biß sich in die Lippen; „bist Du schon lange hier? — Herr Johann ist so eben gekommen," rief die Bonne. — „Bah! Lügen Sie doch nicht," sagte Johann, „ich bin schon über eine Stunde da."

Rosa erröthete, indem sie wahrscheinlich fand, daß Johann doch allzu frei sei und daß es ihm wirklich an Weltklugheit fehle.

„Worüber plauderteſt Du denn mit Rosa," fuhr Schönzopf nach einem Augenblicke fort. — „Herr Johann erzählte mir von seiner Reise," sagte Rosa. — „Von meiner Reise? Ich habe Ihnen kein Wort davon gesagt! Ich sagte Ihnen ja, daß Sie sehr hübsch seien, Rosa. — Ah! das war aus Spaß,

mein Herr. — Nein, es war Ernst ... Kurz, mein lieber Pathe, ich umarmte Jungfer Rosa, als Sie kamen. — Nein, mein Herr, Sie umarmten mich nicht. — Ach, das ist doch zu arg! Sehen Sie, lieber Pathe, wie ich sie hielt."

„Gut, gut," sagte Schönzopf, indem er sich zwischen Schönzopf und Rosa stellte. „Ich kann mir denken, wie Du sie hieltest. Rosa, gehen Sie in die Küche."

Rosa ging, warf aber Johann noch einen verstohlenen Blick zu, der ihm offenbar Verschwiegenheit anempfehlen sollte; dieser jedoch achtete nicht darauf.

Nun hielt der eifersüchtige Alte seinem Pathen eine lange Moralpredigt, welche der leichtsinnige Johann mit der Frage abbrach: „Wollen wir nicht ausgehen und irgendwo eine Pfeife rauchen? — Nein, ich danke, ich werde zu Hause bleiben."

Johann entfernte sich und Schönzopf blieb allein; er versank in tiefes Nachdenken und schien nicht so guter Laune zu sein wie gewöhnlich. Rosa kam öfters ins Zimmer, aber er sprach nichts mit ihr; sie hustete, sang, näherte sich endlich ihrem Herrn und sprach mit honigsüßer Stimme, wobei sie ihre schneeweißen Zähne durchschimmern ließ: „Wollen Sie nicht Dame spielen?"

Rosa kannte ihren Herrn sehr gut; sein Zorn hatte sich bereits gelegt; das Lächeln der kleinen Bonne hatte etwas Verführerisches, dem Schönzopf nicht widerstehen konnte; indeß versuchte er eine

ernste Miene anzunehmen und erwiderte: „Rosa, ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen? — Warum denn, Herr? — Weil sich Johann Freiheiten, ja Vertraulichkeiten gegen Sie erlauben darf. — Er hat sich keine Freiheiten erlaubt, Herr; glauben Sie nicht, daß Johann an mich denkt, er will nichts von den Frauenzimmern ... Warten Sie, Ihre Frisur ist ein wenig in Unordnung, ich will Ihnen diese Locke anders wickeln. — Ich weiß wohl, daß Johann ein loser Vogel ist, der über Alles lacht, und damit basta! Sieht meine Frisur jetzt wieder besser aus, Rosa? — O, nun sind Sie wieder allerliebst; es steht kein Haar schief. — Dessenungeachtet, wenn mein Pathe während meiner Abwesenheit wieder kommt, so muß man ihm sagen... — Ich weiß recht gut, was ich ihm sagen muß... aber warum waren Sie heute morgen so lange aus? Ohne Zweifel besuchten Sie die Parfümeuse? — Ja, ich habe einen Augenblick bei ihr eingesprochen. — Das dachte ich mir doch! Wenn Sie dort sind, so können Sie kaum wieder fortkommen. — Rosa, Sie ziehen mich an den Haaren! Sie thun mir wehe! — Um so besser. Ich sollte Ihnen alle Haare herausreißen, damit Sie weniger den Galanten spielen."

„Ein verteufeltes Mädchen, aber bezaubernd!" sagt Schönzopf zu sich selbst, während er sich an das Spielbrett setzt. „Trotzdem möchte ich doch nicht, daß mein Pathe oft allein bei ihr wäre."

Während Schönzopf die Steine legt, sinnt er

darüber nach, auf welche Weise wohl Johann die Gedanken an Rosa aus dem Kopfe zu bringen seien.

Plötzlich geht ihm ein Licht auf, Schönzopf ist ganz begeistert durch seine Entdeckung; er erhebt sich rasch, nimmt seinen Hut und läßt die junge Bonne bei dem unvollendeten Spiele sitzen.

„Nun, warum lassen Sie mich denn da sitzen, Herr?" fragt Rosa. — „Ich habe mit Jemand über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen. — Sie haben aber die Partie noch nicht ausgespielt. — Wir werden sie ein andersmal ausspielen. — Das ist sauber, mitten in einer Sache stecken bleiben. — Heute Abend, Rosa, heute Abend mache ich vier Partien mit Ihnen."

Dies sprechend, geht Schönzopf zur Thüre hinaus und begibt sich zu Madame Durand. Wie er wohl wußte, war Johann um diese Zeit nicht zu Hause.

Der Zweck dieses eiligen Besuches bestand in nichts Anderem, als daß der eifersüchtige Schönzopf Madame Durand überreden wollte, sie möchte jetzt ihren Sohn verheirathen, indem sich in der Person des Fräuleins Adelaide Chopard eine vorzügliche Gelegenheit dazu darbiete. Die Mutter erhob zwar allerhand Bedenklichkeiten, Schönzopf wußte sie aber, indem er namentlich ihrer Eitelkeit schmeichelte, auf eine gewandte Weise niederzuschlagen. Besonders machte er geltend, daß Fräulein Adelaide eine einzige Tochter sei und 60,000 Franken als Mitgift bekomme, ohne die künftigen Aussichten in Rechnung zu brin-

gen, indem die Chopards wenigstens 10,000 Thaler Renten hätten. Schönzopf wollte auch den Brautwerber machen, und die Unterredung schloß endlich damit, daß er den Auftrag erhielt, die Familie Chopard zu einem Diner zu Madame Durand einzuladen, um Johann Gelegenheit zu geben, mit seiner Zukünftigen bekannt zu werden.

Sehr zufrieden mit dem guten Erfolge seines Planes, kehrte der Friseur nach Hause zurück und dachte bei sich selbst: „Wenn ich Johann mit Fräulein Chopard verheirathe, so weiß ich gewiß, daß er mich Morgens nicht mehr so oft besuchen und nicht mehr daran denken wird, meiner Bonne Schmeicheleien zu sagen.

Viertes Kapitel.

Die Familie Chopard. — Johanns Verlobung.

Nachdem Schönzopf am nächsten Morgen seine Toilette gemacht und Rosa bis zu seiner Rückkehr zu ihrer Nachbarin geschickt hatte, stattete Schönzopf der Familie Chopard, welche in der Rue de Berry wohnte, einen Besuch ab. Die Chopards waren gute Leute. Der Mann machte gerne Witze und lachte eine ganze Viertelstunde lang über ein altes Bonmot, welches er schon hundertmal zum Besten gegeben hatte; seine Frau lachte, sobald ihr Mann den Mund öffnete, und oft, nachdem sie bis

zu Thränen gelacht hatte, fragte sie, was er gesagt habe. Fräulein Adelaide war das Idol ihrer Eltern, welche kein anderes Kind als sie besaßen. Sehr verschieden von Johann, der vom Geschäfte seines Vaters nichts wissen wollte, legte Adelaide sehr viel Vorliebe für das Destilliren (ihr Vater war ein Destillateur und Liqueurhändler) an den Tag. Schon in ihrer frühesten Jugend machte sie Versuche mit Kirschen- und Pflaumenwasser, und ihre erstaunten Eltern wollten sogar einen von ihr fabrizirten Abricot in die Industrieausstellung schicken, aber er wurde nicht angenommen.

Indeß war Fräulein Adelaide etwas launisch, etwas sauertöpfisch, etwas anspruchsvoll und immer eigensinnig; in den Augen ihrer Eltern jedoch war sie ein Engel. Sie hatte die Musik und das Zeichnen angefangen, aber nichts darin gelernt; nachher wollte sie Astronomie, dann Geschichte, dann Botanik, dann Chemie studiren: kurz, sie hatte Alles angefangen und wußte gar nichts, außer einen vorzüglichen Ratafia zu bereiten; die Chopards jedoch hielten ihre Tochter für sehr gelehrt und zogen vor ihrem Urtheile die Flagge ein. Fräulein Adelaide hatte auf diese Weise ihr neunzehntes Jahr erreicht; sie war groß und sehr gut gebaut; ihr obwohl etwas starkes Gesicht war nicht unangenehm; ihre sehr hervortretenden Augenbrauen verliehen ihr ein etwas hartes Aussehen; da sie jedoch eines Tages reich werden sollte, so hatte ihr bereits viele junge Leute den Hof gemacht. Adelaide aber spielte die

Spröde; sie war dergestalt an Schmeicheleien gewöhnt, daß die Complimente ihrer Anbeter sie wenig berührten, und wenn ihre Eltern fragten: „Willst Du diesen da heirathen?“ so antwortete sie ganz unumwunden: „Nein, wahrhaftig; er hat mir dasselbe gesagt, was die Anderen.“

Schönzopf findet Herr und Frau Chopard allein und dieser Umstand ist seinen Planen sehr gelegen. Er spricht von der reizenden Adelaide; mit Eltern von ihrer einzigen Tochter sprechen, heißt mit einem Schriftsteller von seinen Werken, mit einem alten Soldaten von seinen Schlachten, mit einer Kokette von ihren Eroberungen, mit einem Liebhaber von seiner Geliebten reden. Dann lenkt Schönzopf durch eine geschickte Wendung das Gespräch auf das Thema des Heirathens und sagt: „Ich wüßte eine vorzügliche Partie für Ihre Tochter. — Bah! — Es ist gerade kein Gelehrter, aber ein lustiger Kerl, mit dem eine Frau nicht schlecht fahren würde; ein hübscher Bursche von zwanzig Jahren und einziger Sohn, der zwölftausend Thaler Renten bekommt. — Nun, das läßt sich hören; wer ist denn der junge Mann? — Es ist der Sohn des verstorbenen Durand, des Herbaristen in der Rue St. Paul. — Der Sohn des armen Durand, der die Kräuter so sehr liebte ... Ach, wahrhaftig, ich habe ihn noch als ein kleines Kind gesehen. — Aber ich glaube, man legt ihm einen schlechten Charakter bei? — Reine Verleumdung, Madame Chopard; Johann Durand ist etwas lebhaft und lustig, was man Leuten von

seinem Alter nicht verargen kann; im Uebrigen jedoch ist er rein wie ein Diamant und gefühlvoll wie ein Frauenzimmer. Zudem bin ich sein Pathe und habe ihn beinahe nie aus den Augen gelassen, ich kann mich deßhalb für ihn verbürgen. — Wenn es sich so verhält, könnte man... Uebrigens wird Adelaide sogleich sehen, ob er ihn ansteht... sie hat einen merkwürdigen Takt. — Kennt sie sich in den Männern so gut aus? — In Allem, mein lieber Freund. — Sie haben eine sehr gelehrte Tochter. — Ich versichere Ihnen, ihr Mann muß sehr geschickt sein, wenn er sie noch etwas lehren will. — Hören Sie, ich will keine Umschweife machen; ich bin von Madame Durand beauftragt, Sie nebst Ihrer Fräulein Tochter auf morgen zu einem Diner einzuladen. Wir wollen aber den jungen Leuten nichts davon sagen, sie werden desto besser sehen, ob sie einander gefallen. Madame Durand wagte nicht selbst zu kommen, aber unter Eltern, die ihre Kinder zu verheirathen wünschen, macht man keine Umstände; nehmen Sie also an? — Meiner Treu, ja," sagte Herr Chopard; „wir werden uns einfinden. — Vortrefflich!" sagte Schönzopf, „ich werde sogleich Madame Durand davon benachrichtigen, daß sie morgen auf Sie hoffen darf."

Der Tag des Diners kam. Um vier Uhr war Schönzopf bei Madame Durand; er hatte sich schwarz gekleidet und Schnallenschuhe angezogen. Als Johann ihn bemerkte, sagte er: „Wie zum Teufel wählten Sie für unser Diner diese Toilette? Sie

sind ja geschniegelt und glatt wie ein Aal. — Mein Freund, man muß immer eine gewählte Toilette haben, wenn man eine Gesellschaft besucht. — Haben wir denn Gesellschaft? — Gewiß, mein Freund, Deine Mutter erwartet die Familie Chopard. — Wer ist die Familie Chopard? Ich kenne diese Leute nicht. — Es sind sehr brave und reiche Leute, die sich von ihrem Geschäfte zurückgezogen haben. — Darnach frage ich nicht; was geht es mich an, ob sie reich oder arm sind? Sind sie heiter, lebenslustig? — O sehr heiter! Chopard ist ein Witzbold vom ersten Range. — Raucht er? Spielt er Siam? — O, was das Rauchen betrifft, so ist er wahrscheinlich nicht fünfzig Jahre alt geworden, ohne zu rauchen. Kurz, er ist ein Lebemann und seine Frau lacht beinahe so viel als Deine Cousine Aglae... Was aber ihre Tochter betrifft... — Ah, er hat eine Tochter? — Und was für eine Tochter! Du wirst Dich nicht genug über sie wundern können. Sie ist erstaunlich gelehrt, besitzt vortreffliche Eigenschaften und weiß alle möglichen Liqueurs zu bereiten! — Das ist nicht übel. — Auch Frau Ledoux wird von der Gesellschaft sein," sagte Madame Durand; „sie altert, aber sie ist eine so gute Frau. — Ja," sagte Johann, „sie wird uns wieder von ihren Männern und Kindern erzählen. — Nein, seit einiger Zeit spricht sie weniger, weil sich immer ihre Gedanken verwirren. Sie verliert nachgerade das Gedächtniß, sie hat aber auch das siebenzigste Jahr auf dem Rücken."

Die Familie Chopard stellt sich frühzeitig ein. Das Diner beginnt. Es werden manche Reden zwischen den Eltern, sowie zwischen Adelaide und Johann gewechselt, an welchem die Tochter des Destillateurs Gefallen findet.

Das Resultat dieses Familienessens war ein so günstiges, daß Schönzopf bei seiner Nachhausekunft ausrief: „Er kann nicht mehr zurück; es ist jetzt ausgemacht. — Was ist ausgemacht?" fragte Jungfer Rosa. — „Nun, daß mein Pathe Johann Fräulein Adelaide Chopard heirathen wird. — Eine hübsche Heirath!" murmelte Jungfer Rose und ergriff ihr Licht. — „Rosa! eine Damenpartie . . . eine einzige Partie. Sicherlich spiele ich diesen Abend besonders gut!" rief Schönzopf seiner Bonne zu; diese aber ging, ohne auf ihren Herrn zu hören, in ihr Zimmer und verschloß die Thüre desselben, indem sie vor sich hinbrummte: „Er mag nun allein spielen, wenn es ihm gefällt."

Fünftes Kapitel.

Nächtliches Ereigniß — Notizenbuch einer schönen Frau.

Seit acht Tagen war Johann mit Fräulein Chopard verlobt. Die Hochzeit sollte sechs Wochen später stattfinden, damit Fräulein Adelaide Gelegenheit hätte, ihren künftigen Mann noch näher kennen zu lernen.

Johann kümmerte sich wenig darum, ob die Vermählung früher oder später stattfand. Er besuchte Chopards, weil er sich dort eben so frei bewegen konnte, als zu Hause: er plauderte aber mit Fräulein Adelaide, wie mit jeder anderen Person, und nichts verrieth, daß er verliebter oder galanter würde. Fräulein Adelaide fühlte dagegen mit jedem Tage eine stärkere Hinneigung zu dem jungen Durand.

Ueberzeugt, daß man ihre Tochter nicht sehen könne, ohne von ihren Reizen und Vorzügen bezaubert zu werden, zweifelten die Chopards nicht an Johanns zärtlichen Gefühlen und schrieben seine geringe Neigung zu Adelaide der Sonderbarkeit seines Charakters zu; so oft der junge Mann sie besuchte, ermangelten sie nicht, ihm die Talente ihrer Tochter anzupreisen und ihm von Adelaide bereitete Leckerbissen vorzusetzen. Johann fand dieselben sehr gut und Madame Chopard sagte ganz leise zu ihrer Tochter: „Dein Zukünftiger hat Deine Pfirsische in Branntwein mit dem größten Appetit gegessen. Der gute Junge liebt Dich von Herzen, mein theures Kind.“ Fräulein Adelaide antwortete nicht, sondern seufzte und dachte, daß Johann sie weniger liebe, als die Pfirsiche.

Johann kehrte eines Abends von den Chopards nach Hause zurück. Es war erst zehn Uhr, aber die Straßen des Marais waren bereits leer. Als er in die Rue des Trois-Pavillons einlenkte, drangen Frauenstimmen in sein Ohr, man schrie: „Dieb!“

und in demselben Augenblicke floh ganz nahe an Johann ein Mann mit einem Shawl vorbei. Johann erreichte ihn aber noch, faßte ihn beim Kragen, entriß den Shawl seinen Händen und wollte ihn mit sich schleppen, als der Dieb sagte: „Ums Himmelswillen! richten Sie mich nicht zu Grunde!"

Die Stimme dieses Menschen war Johann nicht unbekannt; es ergriff ihn eine unbeschreibliche Bestürzung, während welcher seine Hand den Dieb unwillkürlich losließ; dieser entfloh, und Johann ging auf die beiden Damen zu, die um Hülfe gerufen hatten.

Diese Damen, deren Kleidung elegant und deren Tournüre ausgezeichnet war, standen zitternd an einer Mauer; sie hatten nicht mehr die Kraft zum Gehen und als sie Johann auf sich zukommen sahen, entschlüpfte ihnen ein Angstschrei, weil sie glaubten, es sei abermals ein Dieb, der sie ergreifen wolle.

Johann beruhigte die beiden Damen und überreichte ihnen den wieder erbeuteten Shawl, indem er sagte: „Ist dies Alles, was der Spitzbube Ihnen genommen hat? Beim Teufel! das thut mir leid, daß ich ihm Zeit zur Flucht ließ. Aber seine Stimme... kam mir vor... meiner Treu! ich ließ ihn los, ohne zu wissen, was ich that."

Die Damen erschöpften sich in Dankbezeugungen; der gestohlene Shawl war ein schöner Kaschemir und hatte einen Werth, daß man Johann wohl für seine Hülfe danken durfte. — „Er hat mir auch

meine Tasche genommen," sagte eine von den Damen, „aber das ist ein sehr leichter Verlust; es war nur meine Börse mit wenig Geld, mein Sacktuch und ein Tagebuch darin. Das letztere vermisse ich am ungernsten."

Johann bot den Damen seinen Arm; unterwegs erzählte man ihm den Hergang dieses Ereignisses. Die Damen waren auf Besuch in einem Hause der Rue des Trois-Pavillons gewesen und sie hatten es ausgeschlagen, daß man sie heimbegleite, indem es ihnen durchaus nicht einfiel, daß Abends um zehn Uhr zwei Frauenzimmer in einem lebhaften Quartiere irgend Gefahr laufen könnten. Es war übrigens ihre Absicht, am nächsten Platze ein Gefährt zu nehmen, aber kaum hatten sie zwanzig Schritte auf der Straße gethan, als ein Mann sich ihnen näherte, ihnen rasch einen Shawl und einen Ridikul entriß und sich alsbald flüchtete.

Die beiden Damen, bei denen Johann jetzt den Cavalier machte, sprechen jede besonders und manchmal beide mit einander, wie es zu geschehen pflegt, wenn uns ein Ereigniß, von dem wir noch verwirrt sind, zugestoßen ist. Die eine von den Damen schien etwa vierzig Jahre alt, die andere mußte noch sehr jung sein. Beide überhäuften Johann mit Dankbezeugungen; dann machten sie einander wechselseitig Vorwürfe: „Es ist Ihr Fehler, meine Liebe, daß wir angegriffen wurden. — Nein, es ist vielmehr der Ihrige, gute Freundin. Vor drei Viertelstunden wollte ich schon gehen. — Wie! wir be-

suchen Madame von Saint-Lure so selten, und dann machte es ihr das größte Vergnügen, daß wir Boston mit ihr spielten. Sie wollte übrigens einen Fiaker holen lassen, und Sie haben sich geweigert. — Ihre Bonne ist so alt und fast so schwach, als ihre Frau; ich wollte ihr diese Mühe ersparen. — Glücklicher Weise sind wir noch gut weggekommen. — Das haben wir diesem Herrn zu danken. — Aber ich war sehr in Angst. — Und ich gleichfalls! Indeß habe ich laut geschrieen. Der Verlust des Shawls wäre kein allzugroßes Unglück gewesen; aber ich fürchtete, der elende Räuber möchte umkehren und uns tödten. — Ach! mein Herr! wir verdanken Ihnen vielleicht das Leben."

Jetzt war man auf einem Fiakerplatze angekommen; die Damen mietheten einen Wagen und verabschiedeten sich mit der größten Freundlichkeit und neuen Dankbezeugungen von Johann. Dieser kehrte wieder um und schlug den Heimweg ein, indem er fortwährend über das stattgefundene Abenteuer nachdachte. weniger beschäftigten ihn die Damen, als vielmehr der Dieb, dessen Stimme noch in seinen Ohren summte und ihn an einen seiner Pensionskameraden erinnerte:

„Sollte es möglich sein, daß dieses wirklich Demar war!" dachte Johann, während er die Straße zurückschlenderte, welche er hergekommen war. „Demar ein Dieb! Das Verbrechen, welches er beging, als ich ihn verließ, beurkundete nur zu sehr seinen Hang zu diesem Laster. Der Unglückliche!

Vielleicht hat er auch den armen Gervais in seine schimpfliche Lebensweise hineingezogen! Wie wäre es wohl mit mir gegangen, wenn ich diese Leute nicht verlassen hätte? Alles sollte gemeinschaftlich unter uns sein! Welche Thorheit, sich mit fünfzehn Jahren durch einen Eid binden! Es wäre vielleicht klüger, dies niemals zu thun."

Während Johann solchen Gedanken nachhing, war er wieder in die Rue des Trois-Pavillons und zwar an die nämliche Stelle gekommen, wo er den Dieb aufgehalten hatte. Es glänzte Etwas zu seinen Füßen, er bückte sich und fand einen hübschen seidenen Ridikül mit Eicheln und einer Stahlkette.

„Ich wette, daß dieser Ridikül jener Dame gehört!" rief Johann. Er öffnete nun denselben und fand darin ein Sacktuch, eine Börse mit fünfundzwanzig Franken und eine hübsche mit Stahl garnirte Brieftasche. „Dieser Ridikül," dachte er, während er denselben zu sich steckte, „enthält genau Alles, was man mir angegeben hat. Gehört er der Alten? oder gehört er der Jungen? Ich weiß es nicht mehr; sie sprachen fast immer zu gleicher Zeit. Ich glaube jedoch, daß er der Jungen gehört, denn ihr gehört auch der Shawl, und der Dieb, der sie angriff, wird wahrscheinlich Alles miteinander genommen haben."

Als Johann seine Wohnung erreicht hat, ist elf Uhr bereits vorbei. Madame Durand hat sich zu Bette gelegt, Johann geht sogleich auf sein Zimmer

und betrachtet jetzt den Ridikül und besonders die Brieftasche etwas genauer.

Die Brieftasche hat eine violette Maroquindecke und in der Mitte befindet sich ein Plättchen, auf welchem das Wort Souvenir eingravirt ist.

Hierauf stellt Johann ein Licht auf den Tisch, sitzt nieder, zündet eine Cigarre an, öffnet die Brieftasche und beginnt den Inhalt derselben zu lesen:

„Madame Derval erwartet mich nächste Woche zum Dejeuner; ich habe es ihr versprochen; wenigstens zweimal hat sie mich eingeladen... Sie ruht nicht eher, als bis ich komme. Ich liebe Madame Derval nicht; sie ist eine Kokette, hat ein loses Maul und einen kaustischen Witz, welcher zerfleischt, indem er nur zu scherzen scheint; aber geht man in der Welt nur mit Leuten um, die man liebt?..."

„Wie dumm sind doch diese Weltleute!" dachte Johann, „sie thun immer Dinge, welche ihnen nicht gefallen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es so der Brauch ist!... Wie würde ich mich darüber lustig machen. Was braucht man bei einer Dame zu frühstücken, die man nicht leiden kann! Aber, was weiß ich, vielleicht nennt sie dieselbe ihre gute Freundin! — Ich will weiter lesen: „...Donnerstag, Ball bei Madame von Bremont. Daß ich ja eine Rosengarniture nicht vergesse! Die Clotildens war schön; Madame Julien nahm sich sehr gut in ihrem Faltenhute aus; ich muß einen gleichen haben..."

„Mein Gott! Die Damen sind schrecklich mit ihrer Toilette," dachte Johann ... „Ich glaubte, diese wäre kokett! Sie sind es Alle! Aber Jungfer Chopad, wenn Sie mich ganz betäuben mit Gelüsten nach Juvelen, Kreuzen und Kämmen, so werde ich Sie bitten, Ratafia zu machen."

„...Wie hübsch und interessant war dieses Kind! Es heißt Adolf, zählt erst sechs Jahre, seine Mutter ist Wittwe und seit drei Monaten krank. Arme Leute! Sie wohnen in Faubourg St. Martin, Nr. 238, in Mansardenzimmern. Ich werde morgen früh hingehen ..."

„Für eine Kokette," dachte Johann, „klingt das nicht übel! Sie ist wenigstens gut ... Dies versöhnt mich etwas mit ihr."

„... Der Ball bei Madame von Bremont war köstlich ... Ich habe keinen Contretanz hinausgelassen ... Herr Valcurt hat mich so oft engagirt, daß es auffiel ... Ich glaube wahrhaftig, er ist verliebt in mich! Man hat meine Toilette bewundernswürdig gefunden ... Ich versprach gleichfalls einen Ball zu geben, um dem jungen St. Amand ein Vergnügen zu bereiten. Diese armen Mädchen! sie lieben das Tanzen so sehr! Ich werde ihre Cousine, dann die Familie Dormeuil, dann die St. Leon einladen; an Herren wird es nicht fehlen. Ecarté soll nicht gespielt werden, denn ich will, daß diese Damen tanzen ..."

„Wie! Sie sagt immer, ich will, und spricht niemals von ihrem Manne ... Hat sie vielleicht

keinen? Doch da unten steht noch etwas geschrieben, aber die Schrift ist beinahe ausgelöscht... An Madame Dorville... von ihrem treuen Anbeter. Madame Dorville heißt ohne Zweifel die Eigenthümerin der Brieftasche... Caroline Dorville... So ist's. Da man sie Madame nennt, so ist sie also verheirathet... Und sie läßt sich Liebeserklärungen machen! Nicht übel! Ich bin nicht eifersüchtig auf Jungfer Adelaide, aber wenn sie meine Frau wäre, so sähe ich doch nicht gut dazu, wenn man solche Devisen an sie richtete."

Johann blies eine Rauchwolke von sich und las weiter:

„... Diese armen Leute schienen glücklich durch meinen Besuch. Ich habe die unglückliche Mutter, welche mit fünfundzwanzig Jahren auf einem Speicher vor Kummer und Elend sterben würde, der Hoffnung und vielleicht dem Leben wieder gegeben. Ihr Sohn hüpfte vor Freude, die Mutter küßte mir die Hände, umarmte ihr Kind und sagte, es solle mir danken! Und doch bedurfte es nur weniger Louis-d'or, um den Leiden dieser Unglücklichen ein Ende zu machen. Ach! ich kann mich noch nicht von ihnen abwenden; ich muß sie wieder besuchen; ich werde Arbeit oder eine Stelle für die junge Frau ausfindig machen. Bei dem Gedanken, daß viele Leute in der Lage schmachten, in welcher ich diese arme Mutter gefunden habe, muß ich erröthen, wenn man das Geld für eitle Vergnügungen und Flitterwerk ausgibt. Um ein Nichts hätte ich diese schöne

Garnitur, die mich dreimal soviel gekostet hat, als ich den Unglücklichen gab, ins Feuer geworfen!..."

„Das verräth eine sehr gute Gesinnung und läßt mich ihre Putzsucht vergessen ... Wenn sie Fehler hat, so hat sie wenigstens auch Tugenden, welche jene aufwiegen."

„...Samstags speise ich bei Madame St. Leon. — Montags Thee bei Madame Dorfeuil. — Auf Freitag eine Loge in der Oper nehmen. — Drei neue Romanzen von Panseron, bei Frère, Passage des Panoramas... Man hat sie bei Madame de la Roche gesungen, sie sind entzückend. — Eine neue Arie für das Piano von Herold... sie ist ein wenig schwer, aber das Leichte wird zu oft von Schülern gespielt. — Madame von Remond hat sich porträtiren lassen; das Miniaturbild ist ausgezeichnet gelungen; die Adresse des Malers: Herr Maricot, Rue Meslée, Nr. 28 — Cölestine nach dem Namen ihrer Modehändlerin fragen..."

„Nun verfällt sie wieder in Dummheiten; auf der vorigen Seite war sie so gefühlvoll und stellte sehr vernünftige Betrachtungen über die Koketterie an und jetzt sinnt sie bloß auf Vergnügungen und Putz! Dies ist das Tagebuch einer Frau; aber ihre Adresse habe ich immer noch nicht herausgefunden. Ich will weiter lesen:

„...Wie seltsam sind doch die Männer! Sie sagen mir unaufhörlich, daß ich kein Jahr mehr Wittwe bleiben werde. Und warum denn? Gewiß, ich denke an keine zweite Heirath... Ich bin frei und glück-

lich. Ach! wenn ich ein Kind gehabt hätte, so würde mir nichts fehlen . . ."

„Ah! man ist Wittwe... Ich hätte es errathen sollen. Aber es scheint nicht, daß man den Verstorbenen sehr betrauert."

„...Sie machen mir Alle den Hof, selbst die, welche durch unauflösbare Bande an Andere geknüpft sind . . . die Ersteren bringen mich manchmal zum Lachen, die Letzteren machen mich oft sehr zornig. Ich werde Madame von P... nicht mehr besuchen. Ich liebte sonst ihre Gesellschaft, aber ihr Mann wird wirklich unerträglich und es ist mir jeden Augenblick bange, seine Frau möchte seine lächerliche Liebe bemerken . . ."

„Einiges in diesem Tagebuche ist nicht übel. Jedermann macht also der schönen Caroline den Hof. Vielleicht ist es auch ein Irrthum von ihrer Seite. Es gibt Frauenzimmer, welche glauben, man sei in sie verliebt, weil man ihnen einen Stuhl hinstellt."

„... Hortensie wird mit ihrem Manne nach Paris ziehen, sie beauftragt mich, eine Wohnung für sie zu suchen. Es soll eine sehr schöne in der Rue du Sentier sein, und eine andere in der Rue Riches, beim Faubourg Poissonnière, meiner Wohnung fast gerade gegenüber. Ich werde vor der Hand diese letztere besichtigen . . ."

„Ah! das ist gut, Rue Riches beim Faubourg Poissonnière . . . nun kann ich die Eigenthümerin dieser Brieftasche finden. Morgen werde ich sie an

Madame Caroline Dorville überbringen. Jetzt, nachdem ich diese Gedenkblätter gelesen habe, möchte ich sie doch wieder sehen... Es war heute Abend dunkel und ich konnte diese Damen nicht genau betrachten. Uebrigens muß es eine hübsche, elegante und gutmüthige Frau sein."

Johann steckt die Brieftasche wieder in den Ridikül, legt sich zu Bette und denkt noch lange an das so eben Gelesene.

Sechstes Kapitel.

Die Dame mit dem Gedenkbuch.

Als Johann am folgenden Morgen erwachte, hatte er bereits die beiden Damen und das, was er in dem kleinen Notizenbuche gelesen, vergessen. Er dachte an seine bevorstehende Heirath mit Fräulein Adelaide, sowie an die Veränderungen, welche dieselbe in seiner Lebensweise herbeiführen mußte, und rief dann aus: „Dennoch werde ich stets nach meinem eigenen Willen handeln und den ganzen Tag rauchen, wenn es mir beliebt... O, ich will meine Frau schon auf den gehörigen Fuß setzen... Uebrigens sagt mir mein Pathe, daß sie mich anbetet, und eine Frau, welche ihren Mann anbetet, muß sich auch an den Geruch seiner Pfeife gewöhnen."

Johann kehrte sich um und ein süßer Duft von

Jasmin und Orangen drang ihm in die Nase. Er suchte nach der Ursache und fand auf einem Stuhle neben seinem Bette die kleine seidene Tasche, von welcher dieser Wohlgeruch ausströmte.

„Ah, das ist der Ridikül jener Kokette!" sagte Johann, indem er sich erhob. „Diese Damen legen doch Parfümerien in Alles was ihnen nahe kommt; es riecht wie der Orangenliqueur des Papa Chopard. Apropos, ich muß diese Tasche ihrer Eigenthümerin überliefern ... Wenn ich sie hinschickte... Diese Dame wird vielleicht glauben, ich komme, um noch einmal Danksagungen entgegenzunehmen. Gott weiß, daß mich nichts mehr langweilen würde. Uebergebe ich indeß diese Tasche einem Andern, so weiß ich nicht gewiß, ob man die Dame finden wird; ich muß also schon selbst gehen."

Johann hielt es nicht für nothwendig, das Abenteuer vom vergangenen Abend seiner Mutter zu erzählen. Nach dem Frühstücke steckte er den Ridikül und Alles, was er enthielt, in seine Tasche; dann ging er aus, um die Wohnung der Madame Caroline Dorville aufzusuchen. Nach langen vergeblichen Fragen antwortete endlich ein Portier: „Ja, hier wohnt sie; gehen Sie zwei Treppen hinauf."

Johann geht hinauf; im zweiten Stocke angekommen, klingelt er so stark, als wäre es das Haus seines Pathen und denkt bei sich selbst: „Diese Dame ist vielleicht noch nicht aufgestanden; es ist erst halb elf Uhr und eine Kokette verläßt nicht so frühzeitig die Federn."

Eine junge Bonne öffnet; Johann fragt mit seinem ungenirten Tone: „Wohnt Madame Caroline Dorville nicht hier? — Ja, mein Herr. — Ist sie aufgestanden?“

Das Mädchen blickt Johann an und scheint über sein Benehmen verwundert; indeß gibt sie ihm doch zur Antwort: „Ja, mein Herr, Madame ist aufgestanden. — Ich möchte mit ihr sprechen ... — Darf ich um Ihren werthen Namen bitten? — Mein Name gibt ihr keine Aufklärung, sie kennt mich nicht; aber wie! kann man denn nicht mit Ihrer Gebieterin sprechen, ohne vorher seinen Namen zu nennen? Gott, wie viele Ceremonien! — Aber, mein Herr ... — Sagen Sie ihr, daß Jemand da ist, der ihr Etwas zu übergeben hat.“

Die Bonne führt Johann in einen hübschen Salon und entfernt sich mit dem Versprechen, ihre Gebieterin von seiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen. Johann wirft sich auf ein Kanapee von karmoisinrothem Atlas und blickt umher. Der Salon ist elegant dekorirt, man sieht darin sehr schöne Gemälde, ein Piano und eine Harfe.

Während Johann sich allerlei Gedanken macht, geht plötzlich eine Thüre auf und eine Dame von etwa zwanzig bis einundzwanzig Jahren geht auf ihn zu. Die junge Frau ist von etwas mehr als mittlerer Größe; ihre abgerundeten Formen, ihre anmuthigen Bewegungen verleihen ihrer Tournüre etwas Verführerisches. Ihre Gesichtszüge sind edel und sanft, ihre großen braunen Augen haben einen

Glanz, der anzieht ohne zu blenden, im Gegentheil, ihr liebenswürdiger Ausdruck erregt das Verlangen, sie noch genauer anzublicken: kurz, diese Augen gehören zu denen, welchen man überall gerne begegnet. Eine griechische Nase, nicht zu groß, ein Mund, nicht zu klein, eine nicht zu lebhafte Farbe und gut gezeichnete Augenbrauen vollendeten den Umriß eines ovalen Gesichtes, dem eine hohe Stirne und ein schönes kastanienbraunes Lockenhaar noch einen besonders reizenden Ausdruck verleihen.

Mit höflichem, wiewohl etwas kaltem Tone fragte nun diese Dame Johann nach seinen Wünschen. Anstatt sogleich zu antworten, musterte Johann die Dame einige Augenblicke und rief endlich: „Der Teufel hole mich, wenn ich Sie wieder erkannt hätte! Allerdings war es gestern Nacht und Sie trugen einen so großen Hut, unter dem man unmöglich ein Gesicht sehen konnte. Ohne Zweifel kennen Sie mich nicht mehr?"

Die Dame betrachtete Johann und suchte sich an seine Physiognomie zu erinnern, indem sie stammelte: „Ihre Stimme ist mir nicht unbekannt, mein Herr, aber ich weiß nicht ... — Mein Gott, Madame, ich war es, der gestern Abend in der Rue des Trois-Pavillons einen Schurken festhielt, der Ihnen einen Shawl gestohlen hatte. — Wie! Sie sind's, mein Herr? Ach, verzeihen Sie, daß ich Sie nicht wiedererkannte. — Hat nichts zu bedeuten, Madame; wahrscheinlich hätten Sie nie mehr von mir sprechen hören, wenn ich nicht, als

ich Sie verließ, auch diese Tasche gefunden hätte, die der Dieb wahrscheinlich aus Furcht fallen ließ. — Wie, mein Herr, Sie hatten also die Güte... — Da ist von keiner Güte die Rede, Madame, diese Tasche gehört Ihnen und hier haben Sie dieselbe wieder, das ist die ganze Sache; nun habe ich die Ehre..."

Johann verbeugte sich und wollte gehen, Madame Dorville hielt ihn zurück; seit sie in dem Herrn, der sich so cavaliermäßig ausdrückte, denjenigen erkannt hatte, der am Abend vorher ihr Beschützer gewesen war, vertauschte sie ihre Zurückhaltung mit einem huldvollen Lächeln und lud ihn aufs Freundlichste ein, sich einen Augenblick zu setzen und nicht so schnell fortzugehen.

Johann war sonst wenig gewohnt, sich in die Wünsche einer Dame zu fügen; indeß bat ihn Madame Dorville in so freundlichem Tone, mit so gewinnender Miene, daß er einen Augenblick, ohne zu wissen, was er thun sollte, stehen blieb und dann neben Madame Dorville Platz nahm.

Die hübsche Frau, welche mit ihrer Anmuth viel Geist und Feinheit verband, merkte bald, daß Johann sehr wenig Routine besitze; anstatt jedoch seine Verlegenheit zu vermehren, stellte sie sich, als achte sie diesen Mangel gar nicht, damit er sich weniger geniren möchte.

„Sie haben also auch diese Tasche gefunden, mein Herr?" fragte die junge Dame, welche merkte, daß sie, wenn eine Unterhaltung zu Stande kommen

sollte, zuerst sprechen müsse. — „Ja, Madame, als ich Sie verließ ... nachdem ich Sie verlassen hatte und weiter ging, sah ich etwas zu meinen Füßen glänzen und hob dies auf. Ich habe gesehen, daß etwas darin ist ... vielleicht das was Sie meinten und ... — Und Sie hatten die Güte, es mir selbst zu bringen! Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben mich aufs Höchste verpflichtet. — O ganz und gar nicht, Madame, das ist eben keine große Gefälligkeit; denn ohnehin schlendere ich ja den ganzen Tag müßig umher und zehre von dem Vermögen meines Vaters und meiner Tante. Ich weiß von Morgens bis Abends nichts zu thun und das ist oft gottsträflich langweilig."

Bei diesen Worten sucht die Dame eine leichte Grimasse zu unterdrücken und rückt ihren Stuhl ein wenig von dem Johanns hinweg.

„Ich wollte Ihnen lieber diese Tasche selber bringen, als sie einem Tölpel anvertrauen, der vielleicht Ihre Wohnung nicht gefunden hätte. — Aber, mein Herr, wie wußten Sie denn meinen Namen und meine Adresse?"

Diese Frage brachte Johann einen Augenblick in Verlegenheit; endlich erwiderte er: „Wie ich Ihren Namen wußte? — Ja, denn Sie haben nach Madame Dorville gefragt ... sogar nach Caroline Dorville ... Sie wissen also auch meinen Taufnamen und doch habe ich Ihnen gestern denselben nicht genannt. — Allerdings, Madame, von Ihnen weiß ich ihn nicht ... Aber da ich, um Ihnen Ihr

Eigenthum wieder zustellen zu können, nothwendig Ihren Namen erfahren mußte, so habe ich die Tasche geöffnet, um nachzusehen, ob sie nicht eine Adresse enthalte, und als ich nichts fand, durchblätterte ich Ihr Gedenkbuch und las den Inhalt desselben."

Die junge Dame erröthete und schlug die Augen nieder; Johann bemerkte es und sagte: „Es ist Ihnen vielleicht unangenehm, Madame, aber es gab kein anderes Mittel, um nähere Auskunft zu erhalten."

Ein leichtes Lächeln verbreitete sich über Carolinens Züge, die sofort in liebevollem Tone versetzte: „Ich nehme es nicht übel, mein Herr, Sie haben gethan, was die Umstände erheischten. Nur gestehe ich, daß ich nicht hoffte, es würden einige Gedanken, einige zufällige Noten unter fremde Augen kommen."

Die Dame schwieg; sie schien sich Alles, was ihr Gedenkbuch enthielt, ins Gedächtniß zu rufen. Johann blickte bloß Madame Dorville an, dann wandte er seine Augen gegen die Gemälde und summte hierauf seiner Gewohnheit nach etwas zwischen den Zähnen. Die junge Dame schaute ihn einen Augenblick verstohlen an und ein leichtes Lächeln erschien aufs Neue auf ihren Lippen. Johann murmelte, ein Gemälde gerade vor sich betrachtend: „Das ist kurios! Das ist ein Partikulier, der in einer Kirche ohnmächtig wird. — Das ist Tasso's Tod, mein Herr. — Ah, Tasso's Tod ... Ich

kenne diesen Burschen nicht. Er ist ganz schwarz gekleidet, es scheint, er war ein Arzt."

Madame Dorville biß sich in die Lippen und betrachtete Johann mit verwunderter Miene; dieser aber gewahrte es nicht, sondern fuhr in seinen Bemerkungen über die Gemälde fort: „Ah! dort ist ein Lustiger! es wird getanzt; ohne Zweifel ein Fest; aber nach dem Costüm dieser Leute muß es ein Carneval sein. — Es ist die Hochzeit der Thetis und des Peleus. — Thetis und Peleus ... welch komische Namen für Eheleute! — Es sind Götter. — Ah! es sind Götter! Wer ist denn da der Häßliche mit dem rothen Schweif und den Hörnern, ein wahrer Teufel? — Dies ist die Zwietracht, mein Herr. — Ah! die Zwietracht. — Sie kennen wohl das Urtheil des Paris nicht? — Das Urtheil des Paris, nein ... Ich kenne in meinem Quartier einen Weinhändler Paris, aber ich glaube nicht, daß er je Richter in einer Sache war."

Die Dame kann sich nicht mehr halten, sondern lacht aus vollem Halse, und Johann, der sich gegen sie umkehrt, sagt ganz ruhig: „Lachen Sie über mich, Madame?"

Madame Dorville blickt Johann einen Augenblick an, dann erwidert sie ihm endlich: „Ja, mein Herr. — Ich habe also eine Dummheit gesagt? — Das gerade nicht, aber ... mein Herr, entschuldigen Sie, wenn ich ein wenig frei bin... — Sie entschuldigen! Ich werde Ihnen im Gegentheile Dank wissen. Ich liebe nichts mehr als die Offen-

heit und Sie werden sehen, Madame, daß ich kein Freund von Ceremonien bin. Was wollen Sie mir sagen, Madame? — Daß ich erstaunt bin über Ihre Unwissenheit in solchen Dingen, die Jedermann weiß, und es wundert mich um so mehr, als Sie mir sagten, Sie hätten nichts zu thun; Sie hätten kein Geschäft, das Ihre ganze Zeit in Anspruch nähme. — Nein, Madame; ich heiße Johann Durand und bin ein einziger Sohn. Mein Vater war Herbarist in der St. Paulsstraße und ein sehr geachteter Mann in dem ganzen Viertel. Er sprach Lateinisch und kannte von Grund aus die Eigenschaften der Arzneipflanzen. Man wollte einen Gelehrten aus mir machen, aber meiner Treu, ich biß nicht an. Auf der Straße herumzulaufen gefiel mir besser, als das Hocken auf den Schulbänken. Ich liebte immer ein freies Leben wie die Sperlinge. Kurz und gut, mein Vater gab mir Schläge, daß ich die Botanik lernen sollte, aber meine Mutter küßte mich, gab mir Geld und sagte immer, ich wisse genug. Mein armer Vater ist gestorben, ohne daß er je sehr zufrieden mit mir war, was mich nicht wenig betrübt. Ich habe jetzt nur noch meine Mutter, die seit langer Zeit den Handel aufgegeben hat. Uebrigens beziehe ich zwölftausend Thaler Renten und verzehre dieselben so gut ich kann, indem ich bald mit Diesem, bald mit Jenem spazieren gehe, rauche und Billard spiele."

Johanns Offenheit gefiel Carolinen und diese erwiderte ihm: „Sie haben eben Ihrer Neigung ge-

folgt; es ist Niemand verwehrt, nur das zu thun, was ihm beliebt. — Ja, Madame, und es beliebte mir, nichts zu thun. — Sie haben ein freies Leben den Vergnügungen gesellschaftlicher Zirkel vorgezogen, in denen Sie mit Ihrem Vermögen eine bedeutende Rolle hätten spielen können. — Wie? Glauben Sie, ich könne keine Gesellschaft besuchen, wenn es mir beliebt? — O! das will ich nicht sagen; aber Sie haben selbst gegen mich bemerkt, die socialen Gebräuche und Gewohnheiten seien Ihnen lästig. — Nun, ich finde es eben langweilig, ganze Stunden da zu sitzen und über nichtssagende Dinge zu schwatzen; Toilette zu machen, jeden Augenblick zu grüßen, sich vor dem Fluchen in Acht zu nehmen . . . Macht Ihnen dies Alles Vergnügen, Madame?"

Die Dame erwiderte lächelnd: „Mein Herr, Alles hängt von der Richtung ab, die man seinen Neigungen gibt. In der Kindheit lieben wir die Spiele. Mir hat man Geschmack an der Musik, am Zeichnen und an der Geschichte beigebracht; die Unterhaltung mit Personen, welche meine schwachen Talente aufmunterten, war eine Erholung für mich und ich fand Vergnügen an der Gesellschaft, wo ich mir neue Kenntnisse zu erwerben suchte, um nicht ganz isolirt in der Welt dazustehen."

Johann schüttelte den Kopf und murmelte: „Ganz richtig, wie Sie sagen; Alles hängt von der Richtung der Neigungen ab. Aber ich glaube, daß wir heute Regen bekommen werden."

Die Dame biß sich aufs Neue in die Lippen, während Johann den Plafond betrachtete und nicht mehr wußte, was er weiter sprechen sollte. Endlich stand Madame Dorville auf und machte Johann ein anmuthvolles Compliment, indem sie sagte: „Mein Herr, ich werde Ihnen für den Dienst, den Sie mir und meiner Freundin erwiesen haben, stets dankbar sein. Wenn Sie in mein Quartier kommen, so werden Sie hoffentlich immer auch einen Augenblick bei mir einsprechen."

Johann begriff, daß es Zeit zum Gehen sei; er stand auf, machte eine Verbeugung, so gut er konnte, und stammelte: „Madame ... sicherlich ... es wird mir Vergnügen machen ... Uebrigens ... Bemühen Sie sich doch nicht ... ich werde die Thüre schon finden."

Mitten unter diesen Phrasen ging Johann, der sich sehr verlegen fühlte, auf die Küche zu und gelangte in ein Büffet; aber die Bonne zeigte ihm den Weg und öffnete die Thüre. Johann machte abermals eine Verbeugung und fühlte sich erst wieder wohl, als er draußen war.

„Verdammt! Ist es nicht thöricht, vor einer Frau in Verlegenheit zu gerathen!" sagte Johann, während er in sein Quartier zurückkehrte. „Ich betrug mich doch als ein wahrer Tölpel bei dieser Madame Dorville, die sehr liebenswürdig ist und sehr hübsch, das muß man ihr lassen. Ein sanftes Gesicht, blaue Augen ... nein braune, glaube ich, ich weiß es nimmer so recht, aber ich weiß, daß

sie reizend sind. Mamsell Chopard hat große Augen und neben den Augen dieser Dame nehmen die ihrigen sich aus wie Glasaugen neben einem natürlichen. Ich glaube auch nicht, daß diese Dame denkt wie Fräulein Adelaide und daß sie mich gelehrt findet! Um mich für gelehrt zu halten, darf man sich höchstens auf den Pfirsich-Liqueur verstehen. Madame Dorville hat auch eine sehr angenehme Stimme. Ich glaube, man kann länger mit Jemand plaudern, der eine so liebliche Stimme hat; man ermüdet nicht im Zuhören. Mamsell Chopard hat keine solche Stimme; sie könnte ein Regiment commandiren ... das ist eine Stimme ... ich weiß nicht wie ..."

Johann war bereits zu Hause angekommen; denn indem er stets an die Dame mit dem Gedenkbuche dachte, hatte er die Länge des Weges nicht bemerkt.

Siebentes Kapitel.

Caroline.

Während Johann Betrachtungen anstellte über die Person, die er so eben besucht hatte, wollen wir dasselbe thun; die Bekanntschaft mit einem hübschen Frauenzimmer ist immer etwas Angenehmes, besonders wenn dasselbe mit seinen Reizen auch vortreffliche Eigenschaften des Herzens und des Geistes verbindet.

Caroline war die Tochter eines reichen Kaufmanns, Namens Grandpré, der, ganz dem Handel lebend, nur kurze Augenblicke seiner Frau und seiner Tochter widmete, obwohl er Beide sehr zärtlich liebte; dagegen wandte Madame Grandpré alle ihre mütterliche Sorge Carolinen zu, und da sie selbst eine gute Erziehung gehabt, so konnte sie auch ihrer Tochter eine solche geben.

Caroline hatte Lehrer in der Musik, im Zeichnen und in den fremden Sprachen; das freundliche Entgegenkommen ihrer Mutter bewirkte, daß sie rasch die Schwierigkeiten überwand, welche in den Künsten wie in den Wissenschaften nur mit Mühe besiegt werden. Caroline wurde eine gute Tonkünstlerin, sie sang vortrefflich zur Harfe oder zum Piano und zeichnete mit Geschmack. Ihre Mutter war stolz auf ihre Talente und sagte oft zu ihrem Gemahl: „Unsere Tochter ist entzückend; sie besitzt tausend Talente und noch mehr; sie ist gut und bescheiden."

„Um so besser, um so besser," erwiderte Grandpré, „ich werde ihr eine reiche Partie verschaffen; sie muß wenigstens einen Mann mit dreißigtausend Livres Renten bekommen."

Man sieht, daß für Grandpré, wie für den größten Theil des menschlichen Geschlechts das Geld die Hauptsache war. Madame Grandpré dachte nicht ganz so; sie fand, daß ihre Caroline hübsch genug war, um Liebe einzuflößen und wünschte, daß der Zukünftige mit dreißigtausend Livres Renten

der sich bald einstellen mußte, ein schöner junger Mann sein möchte, der gleichfalls im Stande wäre, die Neigung ihrer Tochter zu gewinnen.

Was Caroline betrifft, so zählte sie damals erst fünfzehn Jahre und kam nicht von der Seite ihrer Mutter. Es fiel ihr noch keine Heirath ein und an die Liebe, welche sie nur dem Namen nach kannte, wagte sie kaum zu denken. Da sie öfters mit ihren Eltern eine Gesellschaft, einen Ball oder eine Soirée besuchte, so hatten ihr bereits einige galante junge Herrn Schmeicheleien gesagt, welche auch die minder koketten Frauenzimmer vor Freude erröthen machen und die Unschuld bezweifeln lassen, ob es noch lieblichere Dinge zu hören gebe. Indem sich aber Caroline mit reinem Herzen den Freuden ihres Alters überließ, machte sie stets ihre Mutter zur Theilhaberin bei allen ihren kleinen Plänen.

Ein beträchtlicher Bankerot, in welchen auch Grandpré verwickelt war, ruinirte jetzt diese Familie fast gänzlich, d. h. es blieben von ihrem großen Vermögen etwa nur dreitausend Livres Renten. Damit hätten Manche sich für reich gehalten, während Andere mit einer solchen Summe sich ruinirt glauben; Alles hängt von der Stellung ab, die man in der Welt einnimmt.

Herr Grandpré konnte diesen Glückswechsel nicht ertragen; an große Geschäfte, an Spekulationen, an alle Vortheile gewöhnt, welche der Reichthum verschafft, konnte er sich ganz und gar nicht entschließen, wieder ein einfacher Mann zu werden,

kein Aufsehen mehr an der Börse zu erregen, nimmer jeden Morgen mit den Commis zu zanken, Briefe zu unterzeichnen und Befehle zu geben. Leute, welche kein wahres Verdienst durch sich selbst besitzen, können den Wechsel des Schicksals nicht ertragen; sie fühlen ihre Schwäche, daß sie ohne das Gold, das ihnen Gewicht, Sprache und Selbstvertrauen verlieh, nichts mehr sein und zu Boden sinken werden, wie jene Ballons, die der Wind nur trägt.

Sechs Wochen nach diesem Bankerot starb Grandpré an dem Kummer, welchen ihm derselbe verursacht hatte. Caroline, jetzt noch der einzige Trost ihrer Mutter, verdoppelte ihre Sorgfalt, ihren Eifer und ihre Zärtlichkeit. Sie sagte jeden Tag zu ihr: „Mama, da wir noch tausend Thaler Renten haben, so sind wir nicht arm. Findest Du jedoch, daß dieses nicht hinreicht, so will ich arbeiten, Gebrauch von meinen Talenten machen und Unterricht in der Musik geben. Du hast mir hundertmal gesagt, dies sei ein Mittel gegen das Unglück und nur die Thoren schämen sich, davon Gebrauch zu machen."

Madame Grandpré umarmte ihre Tochter und erwiderte: „Wir haben genug, um zu leben, meine liebe Caroline, Du brauchst deßhalb nicht zu Deinen Talenten Zuflucht zu nehmen. Tausend Thaler gewähren uns eine ehrenvolle Existenz; ohne Zweifel werden aber in unserer Toilette, in unserer Haushaltung, sowie in unseren gesellschaftlichen

Vergnügungen einige Einschränkungen nöthig sein. Wenn ich die besseren Zeiten schwer vermisse, so geschieht es Deinetwegen, liebe Tochter, denn ich glaubte, Du würdest einst in der Welt eine glänzende Stelle einnehmen. — Ich werde immer glücklich sein bei Ihnen, auch werden mir die Kenntnisse, die ich Ihnen verdanke, stets Freude bereiten. Ich glaube wohl, Mama, daß dies der wahre Reichthum ist, weil er uns auch im Unglücke bleibt und uns sogar die Mittel liefert, für unsere Existenz zu sorgen."

Mutter und Tochter schickten sich also an, mit dem zu leben, was sie noch hatten. Caroline log nicht, als sie behauptete, sie wäre eben so glücklich, als zu jener Zeit, wo sie noch reich waren. Mit sechszehn Jahren braucht man so wenig, um glücklich zu sein. Ein Spaziergang, Musik in Gesellschaft einiger Freundinnen, manchmal ein Besuch des Theaters — dies waren große Freuden für Caroline. Allerdings zog man, wenn man eine Gesellschaft besuchte, ein einfacheres Kleid an, man ging lange mit demselben Hute aus; aber ein hübsches Mädchen erscheint in einem einfachen Schmucke eben so schön, als in einer ausgesuchten Toilette, ja sie gefällt manchmal noch mehr. Caroline vernahm stets ein schmeichelhaftes Gemurmel, wenn sie einen Salon betrat, oder wenn sie in einem Contretanz figurirte. Die Worte: „wie schön! wie anmuthig!" drangen oft an ihr Ohr, und ohne kokett zu sein, weiß man immer, an wen solche Phrasen

gerichtet sind. Könnte sie also etwas vermissen, wenn sie in allen Augen las, daß ihr nichts fehlte?

Madame Grandpré war weniger philosophisch als ihre Tochter, weil sie die Jahre der Illusionen überschritten hatte. Es fiel ihr beschwerlich, zu Fuß zu gehen, während sie sonst in einem Cabriolet gefahren, drei Treppen hoch in einem einfachen Logis zu wohnen, während sie sonst im ersten die schönsten Zimmer bewohnte, nur eine Bonne zu haben, während sie sonst vier Domestiken gehabt hatte. Sie seufzte, wenn sie ihre Treppen hinaufstieg und von Zeit zu Zeit entschlüpften ihr Worte, welche Carolinen bewiesen, daß ihre Mutter nur schwer ihr gegenwärtiges Schicksal ertragen könne. Caroline liebkoste sie alsdann und suchte sie zu zerstreuen. Madame Grandpré versicherte ihrer Tochter, daß sie sich über den Grund ihrer Seufzer täusche, aber Caroline sah wohl, daß ihre Mutter sich selbst zu täuschen suchte. Madame Grandpré, die zur Zeit ihres Glückes für ihre Tochter einen jungen und hübschen Gatten wünschte, der ihr Liebe einflößen könnte, sagte sich jetzt: „Ach! sie wird keinen Mann mit 30,000 Livres Renten bekommen!“

Caroline ging noch oft mit ihrer Mutter in Gesellschaft; diese hoffte, ihre Tochter würde eine gute Partie finden, und ihre seltenen Talente, ihre Anmuth, ihr Geist würden über ihr geringes Vermögen hinwegsehen lassen. Madame Grandpré täuschte sich nicht. Obwohl man meistens das Geld

vor den Töchtern sucht, so finden doch diejenigen immer einen Mann, welche mit einer schönen Gestalt Kenntnisse, Geist, Anmuth und Bescheidenheit verbinden. Es wäre zu traurig, wenn das Geld allein bei einer Heirath den Ausschlag gäbe, und wenn Tugenden und Talente für nichts geachtet würden.

Herr Dorville sah zuerst in einer Gesellschaft Fräulein Grandpré; einmal von ihrer hübschen Gestalt bezaubert, wurde er auch noch ein Bewunderer der Talente, mit denen Caroline unter ihren Freunden sich angenehm zu machen schien, ohne darauf stolz zu sein. Herr Dorville wunderte sich nicht wenig, mit so viel Anmuth und Kenntnissen eine so große Bescheidenheit gepaart zu sehen: indeß wollte er einige Zeit Carolinens Charakter studiren, um sich zu überzeugen, ob das, was ihn in Gesellschaft verführte, wirklich auf jenen soliden Eigenschaften beruhe, welche uns allein in unserem Inneren glücklich machen.

Das Resultat der Beobachtungen Dorville's war stets vortheilhaft für Carolinen und er entschloß sich, sie zu heirathen. Herr Dorville, etwa fünfzig Jahre alt, war früher Marineoffizier gewesen; er hatte eine nicht sehr liebenswürdige Physiognomie, aber eine edle und imposante Haltung. Sein Einkommen betrug vierzehntausend Livres.

Mit fünfzig Jahren kann man, wenn man Geist besitzt, einem sechszehnjährigen Mädchen gefallen, aber man darf sich nicht schmeicheln, ihr eine leb-

hafte Leidenschaft einzuflößen. Herr Dorville, der weder dumm noch ein Geck war, täuschte sich nicht darüber; er ging gerade zu Madame Grandpré und begann mit dem, womit andere Liebhaber gewöhnlich endigen, d. h. er warb um die Hand ihrer Tochter.

Madame Grandpré fühlte sich sehr geschmeichelt durch diese Werbung. Herr Dorville hatte einen ehrenvollen Namen und 14,000 Livres Renten; dies war eine gute Partie für ihre Tochter, es war mehr, als sie zu hoffen wagte. Allerdings hatte Herr Dorville seine fünfzig Jahre auf dem Rücken und war kein hübscher Bursche; aber seit sie ihr Vermögen verloren hatte, hielt Madame Grandpré nimmer viel auf solche Bagatellen. Indeß versprach sie Herrn Dorville nichts, sie wollte ihre Tochter nicht zwingen, aber sie ließ durchblicken, welch große Freude es ihr machen würde, ihn Schwiegersohn nennen zu dürfen.

Als Caroline von ihrer Mutter vernahm, daß Herr Dorville um ihre Hand geworben hätte, so machte sie ein etwas saures Gesicht und schien keineswegs erfreut über eine solche Werbung. Madame Grandpré schilderte die Vortheile dieser Verbindung, welche das Glück Carolinens sicherte, so wie die Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit Dorville's mit den glänzendsten Farben.

Ohne Zweifel war dies Alles sehr schön, aber mit sechszehn Jahren denkt das tugendhafteste Mädchen doch auch manchmal an die Liebe, und

ihrer jugendlichen Einbildungskraft genügten Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit noch nicht, um ihr Herz zu fesseln. Caroline erwiderte also ihrer Mutter, daß sie nicht zu heirathen wünsche und daß sie sich vollkommen glücklich bei ihr fühle.

Madame Grandpré drang nicht weiter in sie; aber Caroline merkte bald, daß ihre Mutter öfters traurig, mißvergnügt und mürrisch war; sie schloß daraus, daß sie es übel nehme, weil sie Dorville's Hand ausgeschlagen; und immer gut, immer bereit, ihre Wünsche denen Anderer zu opfern, sagte sie zu ihrer Mutter, daß sie jetzt nach reiflicher Ueberlegung, den Mann, der um sie geworben, heirathen wolle. Einen Monat später hieß sie Madame Dorville.

Madame Grandpré wohnte bei ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne. Wenn auch Caroline durch ihren Mann die Gefühle der Liebe nicht kennen lernte, so hegte sie doch eine aufrichtige Freundschaft für ihn und genoß aufs Neue alle Vortheile des Reichthums. Madame Grandpré war noch zwei Jahre lang Zeuge einer Verbindung, bei welcher der Unterschied des Alters nie einen Zwist herbeiführte; dann starb sie, beruhigt über die Zukunft ihrer Tochter.

Aber ein Jahr später wurde Dorville, dessen Hauptvergnügen in der Jagd bestand, das Opfer der Ungeschicklichkeit eines seiner Freunde und empfing eine Kugel, die einen Hasen treffen sollte. Caroline wurde also mit neunzehn Jahren Wittwe und unumschränkte Herrin über 17,000 Livres Renten.

Die Ehe verleiht der Jugend einen Rang in der Gesellschaft. Eine Wittwe mit neunzehn Jahren nimmt darin eine Stelle ein, welche kein lediges Frauenzimmer mit neunundzwanzig Jahren einnehmen kann. Mit ihrem Vermögen, ihrer Schönheit und ihren Talenten mußte die junge Wittwe des Herrn Dorville nothwendigerweise zahlreiche Anbeter finden; aber da sie in der Frühlingszeit ihres Lebens nur dem Willen Anderer gefolgt war, so wollte jetzt Caroline auch ihrer eigenen Neigung folgen und nicht mehr ihre Freiheit verpfänden ohne zuvor ihr Herz gefragt zu haben. Nehmen wir nun den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Nachdem Johann fortgegangen war, durchblätterte Caroline vor Allem ihr Gedenkbuch; sie wußte wohl, daß es nichts enthielt, worüber sie erröthen durfte, aber sie wünschte doch zu wissen, welche Zeilen ihm ihren Namen und ihre Adresse verrathen hätten.

Als sie einige Stellen über die Toiletten las, lächelte Caroline und sagte: „Das wird ihm freilich sehr albern vorgekommen sein — diesem jungen Menschen, der gar keinen gesellschaftlichen Ton besitzt. Schade um seine schönen Anlagen! Auch seine Gestalt ist nicht übel, wenn er nur Erziehung hätte. Aber welche Manieren! welche Haltung! welche Unwissenheit in den allereinfachsten Dingen!"

In diesem Augenblicke meldete die Bonne Madame Beaumont, und eine etwa vierzig Jahre alte

Dame trat in den Salon der Madame Dorville, welche ihr mit den Worten entgegenlief: „Ah! ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen! — Meine liebe Freundin, ich möchte mich gerne erkundigen, ob Sie sich von unserem gestrigen Schrecken erholt haben. Was mich betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß ich diese Nacht sehr schlecht geschlafen habe; ich ließ indeß auch meine Kammerfrau in meinem Zimmer schlafen und blickte fünf bis sechs Mal unter mein Bett und in meine Schränke, ich glaubte überall Diebe zu sehen und es hat mir geträumt, es seien drei durch mein Kamin heruntergekommen."

„Ich habe sehr gut geschlafen, das versichere ich Ihnen. Aber Sie wissen die Folge unseres Abenteuers noch nicht. — Wie? Es hat eine Folge? — Sehen Sie, da ist meine Tasche, meine Börse, mein Gedenkbuch, ich habe jetzt Alles wieder. — Mein Gott! was will dies heißen? — Man hat mir dies Alles gebracht. — Wer ... der Dieb? — Nein, sondern jener Herr, der gestern Abend dem Dieb meinen Shawl entrissen und uns bis an einen Wagen begleitet hat. — Wie? — Er hat auch meine Tasche auf der Straße wieder gefunden und sie mir gebracht. — Ach! das ist sehr sonderbar ... Meine liebe Freundin, könnte dieser Mensch vielleicht nicht ein geheimer Polizeidiener sein? — O was fällt Ihnen ein! ein ganz junger Mann, dem ich wenigstens vielen Dank schuldig bin! Ach! wenn Sie mit ihm gesprochen hätten, wie ich, Sie würden nicht auf diesen Gedanken kommen. — Sie haben

ihn also gesehen? — Gewiß. Er ist selbst gekommen, denn er wollte diese Tasche Niemand als mir übergeben. — Wie sieht er bei Tag aus? Ich war gestern Abend so bestürzt, daß ich vergaß, ihn näher zu betrachten. — O, er sieht nicht übel aus. — Er schien mir groß. — Ja, ziemlich groß. — Ein gemeines Gesicht... — Nein, durchaus nicht... aber seine Haltung... sein Ton... O, er roch auf fünfzehn Schritte weit nach Tabak. — Abscheulich! und Sie haben mit ihm sprechen können? — Meine liebe Freundin, dieser Tabakgeruch nimmt doch wohl dem Dienste, den er mir leistete, seinen Werth nicht? — Keineswegs, aber ich kann die Pfeifen nicht ausstehne. — Uebrigens ist der junge Mann sehr originell... er besitzt keine gesellschaftliche Bildung... weiß weder mit Anstand in einen Salon einzutreten, noch hinauszugehen, aber er hat ein ungenirtes Wesen, welches gefällt. Er hat mir sogleich alle seine Verhältnisse erzählt; er heißt Johann Durand; sein Vater, ein Handelsmann, ist gestorben; er wohnt bei seiner Mutter und besitzt 12,000 Livres Renten. — Zwölftausend Livres Renten und sich nicht in Gesellschaft zu bewegen wissen... das ist unverzeihlich! — Er gestand mir, er habe niemals etwas arbieten oder lernen wollen... — Dieser Herr muß sich sehr hübsch in einem Salon ausnehmen. — Sie können wohl denken, daß er sich nicht behaglich fühlt; er kann nur rauchen, fluchen und Billard spielen. — Ach Gott! er muß sehr roh in seinen Ausdrücken sein! — Im Gegen-

theil, er war sehr fein, etliche Flüche, die ihm entschlüpften, abgerechnet. — Ach, das hätte mir Nervenkrämpfe zugezogen ... — Indeß nach dem Dienste, den er mir geleistet hat, glaubte ich ihn auch zu einem ferneren Besuche einladen zu müssen, wenn er wieder in dieses Quartier käme; allein ich bin überzeugt, daß er nicht mehr kommen wird, denn es gefällt ihm hier ganz und gar nicht. — Das ist ein Glück für Sie, meine liebe Freundin, was würden Sie mit einem solchen Burschen anfangen? Er hat uns allerdings gestern einen großen Dienst geleistet, aber wir haben ihm dafür gedankt und man kann sich deßhalb nicht mit Leuten einlassen, die uns nicht gefallen."

Caroline gab hierauf keine Antwort; es kamen neue Besuche und man beschäftigte sich nicht mehr mit Johann.

Achtes Kapitel.

Zweiter Besuch bei Madame Dorville.

Johann traf Schönzopf in seinem elterlichen Hause und wurde von demselben zu einer Abendvisite bei den Chopards eingeladen. — „Du mußt hingehen, mein lieber Freund, denn Du bist mit der süperben Adelaide verlobt und mußt ihr auch Deine Aufwartung machen. — Ach, mein lieber Herr Pathe, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich

nicht galant sein kann; ich werde die süperbe Adelaide heirathen, werde ihr aber nicht die Aufwartung machen, denn so etwas ist mir zuwider und überdies ... — Ueberdies? — Ueberdies weiß ich nicht ... Kurz und gut, es langweilt mich, den Verliebten zu spielen. — He! Du loser Vogel, hast immer etwas Geheimes. — Ich brauche nichts zu verbergen, das versichere ich Ihnen. — O doch, die Chopards sagen es ja und Adelaide selbst behauptet, Du seist ein kleiner Duckmäuser ... Gleichwohl gefällst Du ihr, sie betet Dich an und das ist die Hauptsache ... Du wirst eine prächtige Frau bekommen und immer mit Liqueur versehen sein ... An was denkst Du jetzt, mein Freund? — An nichts, lieber Pathe. — Das begegnet mir auch manchmal. Diesen Abend also zu Chopards."

Johann denkt den ganzen Tag über an Madame Dorville, an das kleine Notizenbuch, an den Besuch, den er der hübschen Frau abgestattet und an die Unterhaltung mit derselben. Abends begibt er sich ganz maschinenmäßig zu den Chopards; Fräulein Adelaide macht ihm zärtliche Vorwürfe, daß er seit drei Tagen sie nicht mehr besucht, und gibt ihm sogar einen leichten Klapps auf den Arm. Johann nimmt denselben geduldig hin und erwidert nichts. Fräulein Adelaide kneift ihn und er spricht immer nichts, seufzt aber, indem er die Augen auf den Boden heftet, und Fräulein Adelaide denkt bei sich selbst: „Er hat angebissen! er ist verliebt! Ich wußte wohl, daß es so kommen würde."

Johanns Seufzer erfüllte Fräulein Chopard mit einer tollen Fröhlichkeit; die Eltern schlossen daraus, daß die jungen Leute sehr zufrieden mit einander sein müßten, und Schönzopf, der natürlich auch anwesend war, hörte Fräulein Adelaide zu ihrer Mutter sagen: „Mein Zukünftiger ist diesen Abend herzig! — Ich finde ihn weniger heiter als sonst," antwortete Madame Chopard. — „Gerade das wollte ich, Mama; die Liebe macht ihn melancholisch und zerstreut. O, ich will mich schon auf seine Kosten amüsiren . . ."

Fräulein Adelaide hüpfte wie toll im Salon auf und ab; Papa Chopard sagte deßhalb zu Schönzopf: „Sehen Sie, meine Tochter spielt die Kokette, um ihren künftigen Gemahl besser zu unterjochen! Sie kennt bereits ihre Gewalt. Ah! die Weibsleute!"

Johann nimmt keinen Theil an der Unterhaltung, sondern denkt fortwährend an sein gestriges Abenteuer; er möchte indeß gerne lachen und plaudern wie gewöhnlich, aber er ist zerstreut, seine Gedanken sind abwesend. Herr Chopard neckt ihn und fragt, warum er so nachdenklich sei, und Johann erzählt, was ihm am gestrigen Abende in der Rue des Trois-Pavillons begegnete.

Jedermann lobt den Muth des jungen Mannes. „Allein einen Dieb aufhalten!" ruft Herr Chopard; „er konnte auch bewaffnet sein . . . — Sie setzten sich einer großen Gefahr aus," sagte Madame Chopard.

Johann zuckte die Achseln; Schönzopf allein behauptete, daß das Benehmen seines Pathen ganz natürlich gewesen sei.

„Bei all dem," sagte Adelaide, „werden Sie zugeben, daß diese Damen, die Abends allein nach Hause gingen, nichts Rechtes gewesen sein können. — Allerdings," sagte Herr Chopard, „allein und ohne einen Cavalier ... da war es schon der Mühe werth, sich für Solche einer Gefahr auszusetzen!"

Johann warf einen ungeduldigen Blick auf seine Künftige und brummte: „Mamsell, ich weiß wohl, was ich zu thun habe ..." Sehr mißvergnügt über das, was man von den beiden Damen gesagt hatte, erwähnte er seinen Besuch bei Madame Dorville mit keinem Worte, sondern wünschte der Familie Chopard sobald als möglich gute Nacht.

Mehre Tage verstrichen. Johann ist nicht so heiter wie sonst. Er begibt sich nach seiner Gewohnheit ins Kaffeehaus zum Billardspiel, aber er fühlt Langeweile und bleibt nur kurze Zeit. Wenn er die Chopards besucht, so spricht er manchmal eine Viertelstunde lang kein Wort. Fräulein Adelaide ist mehr als je überzeugt, daß er Liebe für sie empfindet, weil er so schweigsam und trübsinnig ist, und Madame Chopard sagt zu ihrer Tochter: „Meine Theure, man wird wohl Deine Hochzeit um einige Tage früher halten müssen, sonst könnte Dein Verlobter vor Liebe sterben. — Desto besser, desto besser," sagte Fräulein Adelaide; „ich habe

lange genug geseufzt ... jetzt ist's an ihm! Lassen Sie mich meinen Triumph genießen."

Johann wußte selbst nicht, warum er nimmer fröhlich war, warum er das, was ihn sonst amüsirte, langweilig fand; das Bild der Madame Dorville schwebte öfters seinem Geiste vor; dann ärgerte es ihn wieder, daß er sich immer mit einer Frau beschäftige, die er kaum kannte. „Sie ist allerdings hübsch," sagte er, „ja, sie ist entzückend; aber was hilft mir dies, da ich sie nicht mehr sehen darf? Wenn ich indeß wollte ... hat sie mich nicht eingeladen, sie zu besuchen? Aber was soll ich in den schönen Salons thun, wo man nichts als Complimente machen muß? Bah! ich will nimmer daran denken ... das ist eine Gesellschaft, die mir ganz und gar nicht behagt."

Und dennoch dachte Johann immer an die Kokette, er glühte insgeheim vor Sehnsucht nach ihr. Um diese Gedanken los zu werden, suchte er sich zu zerstreuen, aber seine alten Vergnügungsörter boten ihm keinen Reiz mehr, und er begab sich eines Morgens zu Schönzopf, den er seit langer Zeit nicht mehr besucht hatte.

Schönzopf war nicht zu Hause, sondern machte Besuche in der Nachbarschaft; da er auf seinen Pathen, den er ganz mit Fräulein Chopard beschäftigt glaubte, nimmer eifersüchtig war, so bewachte der ehemalige Friseur die kleine Bonne weniger als früher und ließ sie allein, ohne Verdacht zu schöpfen.

Rosa öffnete also Johann die Thüre und machte eine Bewegung des Staunens, als sie ihn erblickte. „Wie, Sie sind's, Herr Johann? — Ja, Rosa, ich bin's. — Wahrhaftig, ich hätte nicht im Entferntesten daran gedacht ... — Ist mein Pathe zu Hause? — Nein, mein Herr ... Sie wünschen ihn ohne Zweifel zu sehen?"

Diese Frage wird mit einer etwas spöttischen Miene gethan. Johann beachtet es nicht, sondern tritt in das Zimmer und setzt sich in einen Lehnstuhl; die kleine Bonne folgt ihm, während sie ihre Haarlocken ordnet.

„Wissen Sie, Herr Johann, daß Sie lange, lange uns nicht mehr besucht haben ... — O, ich weiß es wohl," erwidert Johann mit zerstreuter Miene und ohne die schelmischen Blicke Rosa's zu bemerken.

„Seit dem Tage nicht mehr, wo der Herr so rasch heimkam, während wir miteinander plauderten ... Sie waren schuld, daß ich geschmält wurde! Aber warum sagten Sie denn, Sie hätten mich geküßt? Solche Dinge sagt man nicht."

„Bah! bah! das sind Dummheiten!" erwiderte Johann. Hierauf erzählte er der kleinen Bonne sein nächtliches Abenteuer und seinen Besuch bei Madame Dorville.

Rosa hört aufmerksam zu; sie nimmt das Vergnügen wahr, welches Johann empfindet, während er von Madame Dorville spricht, und sie richtet in dieser Beziehung tausend Fragen an ihn.

„Es ist also eine sehr hübsche Frau, mein Herr? — O ja, Rosa, eine Figur, welche sogleich gefällt. — Sie ist jung? — Etwa zwanzig Jahre alt. — Groß? — Von gewöhnlicher Taille, aber sehr gut gewachsen. — Sie war hübsch gekleidet? — Ja, elegant. — Was für ein Kleid trug sie?"

Johann machte eine ungeduldige Bewegung und rief: „Glaubst Du, ich habe den Stoff ihres Kleides betastet? Es ist eben eine ganz modisch gekleidete Dame. — Sie haben den Chopards nichts von Ihrem Besuche bei dieser Dame gesagt? — Meiner Treu, nein ... Wozu denn? — Natürlich sind Sie Herr Ihrer Handlungen, und Sie wären sehr dumm, wenn Sie sich genirten ... Haben Sie dieser Dame schon einen zweiten Besuch abgestattet? — Nein ... Glaubst Du, ich könne sie wieder besuchen, Rosa? — Warum nicht? Hat die Dame Sie nicht eingeladen? Sie haben ihr einen Dienst geleistet, es wird ihr daher Freude machen, Sie wieder zu sehen, das ist ganz natürlich, und meiner Ansicht nach wäre dies für Sie eine sehr angenehme Bekanntschaft. — Glaubst Du, Rosa? Wie, Du glaubst? ..."

Ganz entzückt schließt Johann die Bonne in seine Arme und küßt sie zu wiederholten Malen; Rosa läßt sich küssen, während sie fortwährend ruft: „Wollen Sie aufhören ... Wenn mein Herr käme ... er würde wieder glauben, daß ... und Gott weiß doch, daß wir sehr tugendhaft sind."

Nachdem Johann die Bonne noch einmal geküßt

hatte, stand er rasch auf und sagte: „Meiner Treu, Du hast Recht ... ich will Madame Dorville besuchen."

„Beeilen Sie sich, mein Herr," sagte Rosa zu Johann, der sich rasch entfernte; hierauf rieb sich die Bonne die Hände und sagte: „Ha, wie froh bin ich, daß ich das weiß! ... So, Herr Schönzopf, Sie stiften Heirathen, ohne mich zu befragen ... gut, wir wollen sehen ... Herr Johann ist so wenig in Mamsell Chopard verliebt, als in meine große Zehe! Das ist ganz recht ... Ich kann diese Chopards, die mich als eine Magd betrachten, nicht ausstehen."

Nachdem Johann vorher zu Hause mit einiger Sorgfalt — zum erstenmal in seinem Leben — seine Toilette gemacht hatte, begab er sich in einem Cabriolet in die Rue Richer. Vor dem Hause der Madame Dorville angekommen, fühlte er sein Herz klopfen, er empfand eine Unruhe, wovon er sich keine Rechenschaft geben konnte, und fragte deßhalb zitternd den Portier nach Madame Dorville.

„Steigen Sie nur hinauf, mein Herr, Madame ist zu Hause," erwiderte der Portier. — „Wie wird diese Dame mich empfangen?" dachte Johann, indem er langsam die Treppe hinaufstieg. „Vielleicht findet sie es sonderbar ... Indeß hat sie mich eingeladen ... Was werde ich zu ihr sagen? ... Ich werde sie zuerst fragen, wie sie sich befinde ... das ist ganz natürlich ... Es scheint mir, daß ich schön genug gekleidet bin, um ihren

Salon betreten zu können. Also rasch vorwärts.

Johann steht vor der Thüre und klingelt. Die Bonne öffnet ihm. „Madame Dorville . . .“ sagt Johann mit etwas voller Stimme, um sich mehr Gewicht zu geben.

„Madame ist zu Hause, mein Herr . . . Ihr Name, wenn ich bitten darf? — Johann Durand.“

Die Bonne öffnet die Salonthüre und meldet Johann Durand. Es war zwei Uhr Nachmittags. Um diese Zeit machen und empfangen vornehme Leute Besuche; es befanden sich damals bei Madame Dorville, Madame Beaumont, zwei junge, sehr elegante Frauenzimmer und ein ziemlich hübscher Stutzer, der sich aber augenscheinlich zu viel auf seine Schönheit einbildete.

Als Caroline den Namen Johann Durand hörte, schien sie sich zu besinnen, wer wohl die Person sei, welche diesen Namen führe; der Stutzer stand auf und sämmtliche Damen kehrten den Kopf nach der Thüre, um den Herrn zu sehen, den sie nicht kannten und dessen Name und Vorname ihre Neugierde stachelte.

Johann, der sich durchaus eine wichtige Miene geben wollte, war roth wie ein Hahn; in der einen Hand hielt er seinen Hut, in der andern seine Handschuhe und wußte nicht, mit welchem Beine er zuerst vorwärts schreiten sollte. Indeß meldete ihm die Bonne, daß er eintreten könne. Er entschloß sich und machte einen raschen Schritt, wußte aber

beim Anblick der gegen ihn gewandten Gesichter nimmer, wo er daran war; er wankte auf die Seite, sah Madame Dorville nicht, wollte grüßen und fühlte, daß er den Kopf an ein Leuchtergestell stieß. Von dem Leuchtergestell sich entfernend, warf er einen Stuhl um, blieb mit den Füßen in einem Teppich hängen und warf bei dem Versuche, sich von dem Teppiche loszumachen, alle Möbel, welche auf demselben standen, durcheinander. „Ach! mein Herr! bleiben Sie stehen, rühren Sie sich nicht, ich will Sie losmachen."

Johann war nicht mehr im Stande sich zu rühren, er war vernichtet, Hut nnd Handschuhe waren seinen Händen entfallen, er bückte sich nicht einmal, um sie wieder aufzuheben, er hörte das erstickte Lachen der Damen, sah aber nichts mehr.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks. Caroline, die Johann wieder erkannt hatte, stand auf und ging auf ihn zu; der Stutzer nahm den jungen Mann bei der Hand und wickelte ihn aus dem Teppich los; Madame Dorville grüßte Johann mit liebenswürdiger Miene und fragte ihn nach seinem Befinden. Johann machte ein linkisches Compliment und stammelte: „Mein Gott! Madame, ich bitte recht sehr um Verzeihung, wenn ich die Möbel . . ."

„O, mein Herr, das hat nichts zu bedeuten! Haben Sie doch die Güte, Platz zu nehmen." Mit diesen Worten stellt Caroline Johann einen Stuhl hin, der wie ein armer Schiffbrüchiger, welcher endlich das Ufer erreicht hat, von demselben Besitz ergreift.

„Es ist sehr schön von Ihnen, mein Herr, daß Sie auch wieder an mein Haus gedacht haben," sagte Caroline, welche Johanns Verlegenheit durch Anknüpfung eines Gesprächs zu zerstreuen suchte.

„Madame, ich habe es niemals vergessen," erwiderte Johann, „und ich wäre früher gekommen, wenn ich geglaubt ... wenn ich gedacht hätte ..."

„Sie waren vielleicht auf dem Lande?" fiel Caroline ein, als sie bemerkte, daß Johann mit seinem Satze nicht fertig werden konnte.

„Nein, Madame, ich war stets hier."

„Und Sie, meine liebe Freundin, wann werden Sie auf Ihr Landgut gehen?" fragte Madame Dorville eine von den jungen Damen, um die Unterhaltung allgemein zu machen, denn sie bemerkte, daß die Damen Johann neugierig musterten und daß Herr Valcourt, so hieß der Stutzer, sie unaufhörlich anblicke.

„Ich weiß in der That nicht, wann ich abreisen werde," erwiderte die junge Dame. „Ich habe noch so viele Geschäfte in Paris ... kein Augenblick gehört mir ... es sind so viele Besuche zu machen ... Einkäufe zu besorgen, Vorbereitungen zu treffen; und mein Mann kümmert sich auch um gar nichts, das ist grausam!"

Während dieses Gespräches blickte Johann bald in die Höhe, bald zu Boden; er kreuzte seine Beine bald so, bald anders, und wurde von Herrn Valcourt auf's Sorgfältigste gemustert; auch die Damen warfen sich von Zeit zu Zeit bedeutungsvolle Blicke zu.

Caroline allein, immer gut, immer zur Nachsicht geneigt, hätte Johann gerne aus seiner Verlegenheit gerissen; indeß fürchtete sie, wenn man ihn an der Unterhaltung Theil nehmen lasse, so möchten ihm einige unpassende Ausdrücke entschlüpfen. Seinerseits hätte Johann gleichfalls gerne gesprochen, aber er wußte nichts zu sagen und blickte Caroline jedesmal an, so oft man die Augen nicht nach ihm richtete.

Nun kam das Gespräch auf eine musikalische Soirée. Herr Valcourt behauptete, es sei nichts langweiliger, als eine schlechte Musik und sagte: „Ich wette, der Herr da ist auch meiner Meinung?"

Diese Frage war an Johann gerichtet, der seit seinem Eintritt zuhörte und keine Silbe sprach. Er wandte sich gegen Valcourt und erwiderte: „Die schlechte Musik?... Meiner Treu', ich kenne weder die schlechte noch die gute... In diesem Allen bin ich sehr unerfahren."

Der Stutzer ließ ein spöttisches Lächeln über seine Lippen gleiten, die Damen blickten sich an und Caroline fiel mit der raschen Bemerkung ein: „Es gibt Leute, welche die Musik nicht lieben. Es hat nicht Jedermann Zeit, sich derselben zu widmen... Apropos, wer hat das neue Stück im Vaudevilletheater gesehen? Man sagt, es sei sehr gut gegeben worden."

„Ja, nicht übel. Haben Sie es gesehen, mein Herr?" Diese Frage war abermals an Johann gerichtet, den der Stutzer boshafter Weise auf's Korn zu nehmen schien.

„Ich gehe höchst selten ins Theater," erwiderte

Johann. „Man muß immer auf seinem Platze sitzen bleiben und das ist scheußlich."

Sämmtliche Damen machten eine Bewegung des Staunens. Herr Valcourt biß sich in die Lippen und Johann, welcher glaubte, es gehöre zum guten Tone, sich auf dem Stuhle zu wiegen, schaukelte sich und summte einige Liederstrophen. Aber nicht gewöhnt an derlei Uebungen stieß er mit seinem Stuhl an eine Fensterscheibe und brach dieselbe in Stücke.

Dieser Vorfall vermehrte Johanns Verlegenheit, während die Damen und Valcourt unter einander murmelten: „Der Herr scheint entschlossen, Alles zu zerbrechen . . . Ein sehr liebenswürdiger Mensch für einen Salon. — Welch sonderbares Benehmen! — Und seine Kleidung, meine Damen, bewundern Sie doch seine Schleife! — Was er für unanständige Ausdrücke hat! — Wo zum Teufel hat Madame Dorville, die sonst einen vortrefflichen Geschmack besitzt, eine solche Bekanntschaft gemacht?"

Johann entschuldigte sich wegen der zerbrochenen Fensterscheibe und Caroline erwiderte: „Ich bin schuld, mein Herr, denn ich hätte Ihnen bemerklich machen sollen, daß mit Ihrem Schaukeln Gefahr verbunden sei. Aber Sie sind doch nicht verletzt . . . das ist die Hauptsache."

Johann stellte seinen Stuhl weit vom Fenster hinweg und kam nun den Damen ganz nahe. Caroline, welche die Ursache des stattgefundenen Flüsterns errieth, wandte sich gegen Madame Beaumont und sagte zu ihr: „Apropos, meine liebe Freundin,

ich muß Ihnen doch den Herrn da vorstellen; Sie sind ihm auch einigen Dank schuldig für den Dienst, den er uns geleistet hat, als wir neulich Abends von einem Diebe angefallen wurden; denn obwohl ich allein bestohlen wurde, so theilten Sie doch damals auch meinen Schrecken."

„Wie!... das ist der Herr?" sagte Madame Beaumont, während die andern Personen, für welche diese Worte eine nähere Erklärung waren, Johann mit mehr Wohlwollen anblickten.

Madame Beaumont wollte Johann ihren Dank abstatten, dieser aber erwiderte: „Es ist nicht der Mühe werth, Madame, ich hätte bei jedem andern Frauenzimmer ebenso gehandelt." Herr Valcourt lächelte abermals mit spöttischer Miene.

„Mein Gott! was ist denn in dem Zimmer, meine liebe Caroline?" sagte jetzt eine von den jungen Damen, die neben Johann saß. „Riechen Sie nichts? Wenn es Winter wäre, so würde ich glauben, Dein Kamin rauche. — Wahrhaftig, ich rieche gleichfalls Rauch," sagte Madame Beaumont.

„Das gerade nicht, meine Damen," sagte Valcourt, „das, was Sie riechen, ist der Geruch einer Pfeife."

„Eine Pfeife!" riefen die drei Damen und machten eine Bewegung des Ekels.

„Kein Zweifel!" rief Johann, „ich rieche nach Tabak; der verdammte Pfeifengeruch durchdringt alle Kleider und ich habe doch heute noch nicht geraucht."

Es erfolgt keine Antwort. Man blickt sich gegenseitig an. Caroline selbst scheint an der allgemeinen Mißstimmung Theil zu nehmen; ihre Gäste entfernen sich rasch, bis auf Madame Beaumont, die, das Gespräch fortführend, zu Caroline sagt: „Dieser Pfeifengeruch verursacht abscheuliches Kopfweh! — Ja, es ist wahr," erwidert leise Madame Dorville, „besonders wenn man nicht daran gewöhnt ist."

Diese Worte treffen Johann wie ein Donnerschlag. Er steht eilends auf, entschuldigt sich bei Madame Dorville wegen der Störung, die er hervorgerufen habe, und verläßt voll Aerger das Haus.

Als er, in seiner Wohnung angekommen, die Pfeife, deren er sich gewöhnlich bedient, auf dem Tische liegen sieht, ergreift er dieselbe und zerschmettert sie auf dem Boden.

Neuntes Kapitel.

Johann ändert seine Lebensweise.

Die Ereignisse nehmen öfters einen ganz anderen Verlauf, als wir vermutheten. Kaum war Johann nach Hause gekommen, so wurde seine Mutter sehr unwohl und mußte sich zu Bette legen; Abends hatte sie Fieber, Johann blieb bei ihr und dachte nicht mehr an eine Heirath; in wenigen Tagen machte die Krankheit rasche Fortschritte, und trotz aller Pflege und ärztlicher Hülfe starb Madame Durand schon nach Verfluß von neun Tagen.

Johann fühlte den tiefsten Kummer über den Verlust seiner Mutter; Schönzopf theilte seinen Schmerz, und auf lange wurden die Heirathspläne von der Trauer um die Dahingeschiedene verdrängt.

Während der ersten sechs Wochen, die auf den Tod seiner Mutter folgten, ging Johann fast gar nicht aus; immer traurig und tief von dem erlittenen Verluste ergriffen, wies er jede Zerstreuung zurück und nur die Einsamkeit schien ihm zu gefallen.

Schönzopf achtete einen so natürlichen Schmerz; indeß versuchte er nach Verfluß dieser Zeit, Johann aus seiner Melancholie zu ziehen, und glaubte, daß es kein geeigneteres Mittel hiezu gebe, als von seiner Künftigen mit ihm zu sprechen.

„Du hast," begann Schönzopf, „seit dem Todesfall Deiner Mutter die Chopards nicht mehr besucht; sie ehren zwar Deinen Kummer, lieber Johann, aber man darf doch seine Freunde und diejenige, welche man liebt, auch wieder sehen; ich weiß wohl, Du wirst jetzt nicht von Deiner Liebe mit ihr sprechen; Adelaide ist zu vernünftig, als daß sie so etwas fordern sollte; aber sie wird Dich trösten, ihr Anblick wird Dir Freude machen, und auch sie wünscht sehnlichst, Dich wiederzusehen.

„Es pressirt nicht," erwiderte Johann trocken. Schönzopf wußte sich diese Antwort von einem jungen Manne, der ihm bis über die Ohren verliebt schien, gar nicht zu erklären.

Indeß nahm es die Chopards Wunder, daß Jo-

hann sie nicht mehr besuchte; Fräulein Adelaide erwartete ihn jeden Tag. Man fragte Schönzopf und dieser erwiderte: „Mein Pathe treibt alle Gefühle auf die Spitze. Weil er fürchtet, der Anblick seiner Verlobten möchte seine Mutter bei ihm in Vergessenheit bringen ... deßhalb ist er noch nicht gekommen. — Das macht seinem gefühlvollen Herzen die größte Ehre," sagte Madame Chopard. — „Und beweist zugleich die Stärke seiner Liebe zu unserer Tochter," fügte Herr Chopard bei.

„Mit dem Allem ist mir wenig gedient," bemerkte Adelaide. „Mein Gott, er wird nicht von Liebe mit mir sprechen; ich weiß wohl, daß wir jetzt nicht sogleich heirathen können, aber ich will ihn sehen, Herr Schönzopf, ich will es ..."

„Ich werde ihn mitbringen, schönes Kind; Sie wissen, daß er Ihnen zu gefallen alle Opfer bringt: er raucht zum Beispiel nicht mehr. — Er raucht nicht mehr! ... Ah, das ist charmant! Ich habe es ihm aber doch nicht verboten. — Das ist gleichgültig; Johann hat mir gesagt, er habe bemerkt, daß dies den Damen mißfalle. — Ah, meine Tochter, Du wirst einen köstlichen Mann bekommen. — O, lieber Vater!"

„Endlich," fuhr Schönzopf fort, „geht er nimmer in die Kneipe, spielt nimmer Billard und hat alle jene sauberen Kameraden, die sonst Geld von ihm entlehnten, aufgegeben."

„Das ist sehr gut ... — O, er macht sich ... Auch in der Kleidung hat er, Ihnen zu gefallen,

schöne Adelaide, eine völlige Umwandlung vorgenommen. Sie haben diese Metamorphosen bewirkt. — Wie Diana, die ihren Geliebten in einen Hirsch verwandelte ... Ha! ha! ha! — Ach, Papa! wie schrecklich versessen sind Sie doch auf Ihre Wortspiele!"

Schönzopf entfernt sich mit dem Versprechen, seinen Pathen bald herzubringen. Um den dringenden Bitten seines Pathen ein Ende zu machen, willigt Johann endlich ein, ihn eines Abends zu den Chopards zu begleiten.

Johann wird mit einer Zuvorkommenheit empfangen, unter welche sich die von den Umständen gebotene Trauer mischt. Fräulein Adelaide hat eine Toilette gemacht, worin Schwarz vorherrscht, um ihrem Verlobten zu zeigen, daß sie an seinem Schmerze Theil nehme. Madame Chopard spricht nicht von Liqueuren und Herr Chopard hat versprochen, keine Calembourgs zu machen. Man beobachtet den ganzen Abend hindurch eine ernste Haltung; Schönzopf glaubt sogar, es gebühre sich, nur halblaut zu sprechen und möglichst still im Salon umherzugehen.

Nach Verfluß einer Stunde hat Johann genug; er steht auf und verabschiedet sich ziemlich kalt von Fräulein Adelaide, die einen schweren Seufzer ausstößt und ihm eine Hand reicht, die er aber nicht küßt, worauf sie zu sich selber sagt: „Er muß schrecklich angegriffen sein!"

Nachdem Johann fortgegangen ist, sagt Schön-

zopf zu den Chopards: „Das ist sehr gut abgelaufen! — Der arme Junge ist noch äußerst betrübt!“ bemerkt Madame Chopard. „Sicherlich hat er Dir kein einziges zärtliches Wort gesagt, nicht wahr, liebe Tochter? — Nein, liebe Mutter, kein einziges! — Er muß sich furchtbar Gewalt angethan haben!“ sagt Herr Chopard. „Aber man kann ihn nur loben, weil Pflicht und Natur vor Allem gehen.“

Einige Tage nach diesem Besuche verließ Johann, ohne sich mit irgend Jemand darüber zu berathen, plötzlich seine Wohnung in der St. Paulsstraße und miethete ein sehr hübsches Logis in der Rue de Provence. Einen Theil seines Mobiliars tauschte er gegen moderne und elegante Möbel um, ließ aufs Sorgfältigste seine neue Wohnung dekoriren und nahm an Katharinens Stelle einen Bedienten.

Obwohl Johann nicht mehr rauchte und sich sogar nach der Mode kleidete, so erinnerten bei ihm doch Haltung und Manieren noch viel an seine alten Gewohnheiten; denn was man schon in der frühesten Jugend angenommen hat, legt man nicht so leicht in einigen Wochen ab. Johann fluchte noch oft und gebrauchte Ausdrücke, die in der vornehmen Welt nicht gangbar sind; aber da er jung war, da er Vermögen besaß, da er zutraulich und gutherzig schien, so konnte er ohne alle Schwierigkeit in jenen hohen Gesellschaften Zutritt finden, wo man oft unter dem glänzenden Firniß der Feinheit und vornehmen

Lebensart Leuten begegnet, die nicht einmal so viel werth sind als ein Bauer in Holzschuhen.

Die Familie Chopard wartete indeß vergebens, daß Johann seinen Besuch erneuern würde; Fräulein Adelaide verzehrte sich fast vor Liebe und Langeweile; die Destillation ward vernachlässigt, die Wissenschaften und die Künste wurden aufgegeben. Seit dem traurigen Besuche Johanns war mehr als ein Monat verstrichen und man hörte nicht mehr von dem Bräutigam sprechen. Ein solches Betragen schien ungewöhnlich.

„Es ist ganz natürlich, den Verlust seiner Eltern zu beweinen," sagte Fräulein Adelaide, „aber doch gibt es in Allem ein bestimmtes Maß. Wenn mein Verlobter seit seinem letzten Besuche immer Thränen vergossen und Seufzer ausgestoßen hat, so muß er jetzt trocken sein wie ein Kukuk und ich möchte ihn vor der Heirath durchaus nicht ganz verkommen lassen."

„Unsere Tochter hat Recht," sagte Herr Chopard, „Johann treibt die Sache zu weit; wie Adelaide ganz richtig bemerkte, gibt es in Allem ein bestimmtes Maß, und der junge Mann hat dasselbe überschritten. — Lieber Vater, ich will, daß er uns besucht, ich will wissen, was er thut, ich kann nicht länger auf diese Weise leben. — Beruhige Dich, liebe Tochter," sagte Madame Chopard, „Du weißt, daß der arme Johann ganz verliebt geworden ist. — Ich weiß nicht, ob er ganz verliebt ist, aber es scheint mir jedenfalls sehr unbillig, daß er uns gar nicht mehr

besucht. Und von Herrn Schönzopf hört man auch nichts mehr. — Er muß krank sein. — Lieber Papa, gehen Sie doch zu ihm, ich bitte Sie darum."

Herr Chopard gibt dem Verlangen seiner Tochter nach und begibt sich zu Schönzopf. Seit fünf Wochen mußte Johanns Pathe eines leichten Gichtanfalls halber das Haus hüten; die Langeweile vertrieb er sich dadurch, daß er mit seiner kleinen Bonne Dame spielte, und da Johann ihn nicht mehr besuchte, so war er der festen Meinung, daß derselbe fortwährend bei den Chopards sich aufhalte.

Mamsell Rosa öffnete Herrn Chopard die Thüre; dann ging sie fortwährend aus und ein, um zu erfahren, was er ihrem Herrn sagen würde.

„Nun, lieber Freund, haben Sie den Hochzeittag schon bestimmt?" fragte Schönzopf, als er Chopard ins Zimmer treten sah. „Madame Durand ist schon über drei Monate todt und ich begreife, daß die jungen Leute, welche sehr verliebt sind . . ."

„Nein, lieber Freund, darum handelt es sich jetzt nicht. Ich wollte mich vor Allem erkundigen, warum man nichts mehr von Ihnen vernimmt. — Sie sehen ja, ein kleiner Gichtanfall . . . aber es hat nichts zu bedeuten . . . es geht wieder weit besser und ich hoffe der Hochzeit meines Pathen mit ganz gesunden Füßen beiwohnen zu können. Er vernachläßigt mich, der gute Johann, aber ich verzeihe ihm, denn ich kann mir wohl denken, daß er stets bei Ihnen steckt, nicht wahr?"

„Keineswegs, lieber Freund . . . Im Gegentheil

wollte ich Sie fragen, was aus ihm geworden sei. Wir haben ihn seit jenem Abende, wo Sie ihn mitbrachten, nicht wieder gesehen. — Ach Gott! was soll das heißen? — Ich gestehe Ihnen, daß ich sehr fürchte, er möchte jene Krankheit von den Engländern angenommen haben, Sie wissen ja... den Spleen... und meine Tochter fürchtet es auch. — Zum Teufel! Sie machen mir nicht wenig Unruhe... Sicherlich, wenn er immer weint... Und meine verdammte Gicht, die mir das Ausgehen noch nicht erlaubt... Aber Sie müssen ihn besuchen, lieber Chopard. Sie müssen durchaus den armen Jungen trösten. — Allerdings, als sein künftiger Schwiegervater kann ich mich wohl nach seinem Befinden erkundigen, ohne deßhalb den Anstand zu verletzen. — Ganz natürlich; gehen Sie und sagen Sie mir dann wieder, in welchem Zustande Sie ihn gefunden haben."

Herr Chopard verläßt den seines Pathen wegen sehr besorgten Schönzopf, während Mamsell Rosa über das, was sie gehört hat, sich freut.

Der ehemalige Destillateur sucht in der St. Paulsstraße Johanns Wohnung auf. Er fragt nach Herrn Durand und erhält zur Antwort, daß derselbe seit einem Monat ausgezogen sei und jetzt in der Rue de Provence, Chaussée d'Antin wohnte.

Herr Chopard, ziemlich verwundert über diese Nachricht, begibt sich in die Rue de Provence und findet bald Johanns Wohnung. Es ist ein prachtvolles Haus. Im dritten Stocke desselben angekom-

men, klingelt er, worauf Johanns Bedienter ihm öffnet.

„Ist der junge Herr Durand zu Hause?" fragt Herr Chopard. „Nein, mein Herr ist nicht da. — Ah! er ist nicht da... zum Teufel! er ist also ausgegangen? — Ja, mein Herr. — Geht er öfters aus? — Alle Tage... Mein Herr ist fast nie daheim. — Gleichviel, ich will doch eintreten, denn ich wünschte seine Wohnung zu sehen."

Der Bediente läßt den Herrn, dessen ehrliches Gesicht keine schlechten Absichten verräth, eintreten, folgt ihm aber in jedes Zimmer, wovon Chopard Einsicht nimmt.

„Der Tausend! welche Eleganz!... ausgezeichnet hübsch! Sagte ich doch, er würde uns eine Ueberraschung bereiten... Hat er Ihnen von dieser Ueberraschung nichts gesagt? — Mein Herr hat mir nichts gesagt. — Für einen Verliebten ist er sehr discret!... Ah! das ist der Speisesaal... dort der Gesellschaftssalon...— Mein Herr hat keinen Salon, er empfängt Niemand... — Ja, jetzt nicht, aber später... was ist das? — Ein kleines Toilettenzimmer. — Und dann? — Dies ist Alles, mein Herr, außer einer Kammer, die ich oben habe. — Wie! dies ist Alles? Aber es ist zu klein. Und die Küche? — Es ist keine Küche da, mein Herr. — Keine Küche! Ist er toll? Diese Piece ist doch für eine Haushaltung höchst nothwendig. — Mein Herr ist ledig. — Ich weiß wohl, daß er jetzt ledig ist, aber er wird es nicht lange mehr

sein ... Eine Wohnung miethen ohne Küche, wo denkt er denn hin? Nicht wahr, lieber Freund, Ihr Herr ist immer sehr traurig? Er denkt an kein Vergnügen, an keine Zerstreuung? ... — Bitte um Verzeihung, mein Herr bleibt keinen Tag zu Hause, er geht ins Theater, man sieht ihn auf den Promenaden, er reitet spazieren und macht wenigstens zweimal täglich Toilette."

Chopard macht große Augen und sagt: „Eine sonderbare Trauerweise ... Ich begreife es nicht... aber Adelaide, die so viel Geist besitzt, wird schon den Schlüssel zu diesem Benehmen finden ... Ich muß ihr Alles sagen, was ich vernommen habe."

Chopard geht nach Hause und theilt seiner Frau und seiner Tochter Johanns Betragen mit. Madame Chopard ergießt sich in Ausrufungen des Staunens, erwartet aber, daß ihre Tochter sprechen werde. Adelaide bleibt einige Minuten stumm; man sieht jedoch, daß eine heftige Bewegung in ihr vorgeht. Endlich murmelt sie mit erloschener Stimme:

„Mutter! Schaffen Sie mir doch Luft ... ich ersticke ... — Ach Gott! meine Tochter erstickt! — Hat sie vielleicht schon zum dritten Male gefrühstückt?" rief Herr Chopard. — „Nein, Johanns Benehmen raubt mir den Athem, empört mich!"

„Das ist wahr ... sie hat Recht," sagte Madame Chopard. „Johanns Benehmen ist abscheulich. — Es ist sehr spitzbübisch," sagte Herr Chopard, indem er mit dem Fuße stampfend, mit zorniger Miene im Zimmer auf und abging.

„Ich weiß wohl," nahm Adelaide wieder das Wort, „daß die Bestürzung, der Kummer über den Tod seiner Mutter ihn Vieles vergessen lassen konnte und daß sein Herz vielleicht entschuldbar ist."

„O gewiß," sagte Madame Chopard, „unter solchen Umständen ... der arme junge Mann ... ich sehe wohl ein, daß er sehr zu beklagen war."

„Ich glaube auch, daß sein Herz gut ist," sagte Herr Chopard, indem er mit gerührter Miene sein Sacktuch herauszog. „Ich habe niemals an seinem guten Herzen gezweifelt."

„Aber länger als einen Monat ausbleiben, mir, seiner Braut... ja beinahe seiner Frau, keine Nachricht von sich geben, den Schauspielen nachlaufen und sein Geld, Gott weiß mit wem, verschwenden ...das ist doch zu arg! Das überschreitet allen Anstand... das ist eine Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen!"

„Es ist sehr roh," sagte Madame Chopard, „ja durchaus unverzeihlich!"

„Das heißt, sich wie Schuhputzer aufführen," rief Herr Chopard und machte eine drohende Geberde.

„Und doch liebte er mich; Sie haben Alles gesehen, wie die Liebe ihn umwandelte ... er rauchte nicht mehr ... er nahm sogar eine raffinirte Koketterie an ..."

„Und seine Melancholie, meine liebe Tochter, seine sanfte Melancholie, welche seine Leidenschaft so schön ausdrückte ..."

„Lieber Papa, so kann es nicht fortgehen; ich kümmere mich im Grunde sehr wenig um Herrn

Johann, ja ich mache mir gar nichts aus seiner Liebe!"

„Du thust ganz Recht, liebe Tochter," sagte Madame Chopard; „denn es wird, da Du alle Eigenschaften besitzest, um zu verführen, niemals an einem Mann fehlen! Und gewiß würdest Du bald einen finden, der mehr werth ist als der Herr Johann."

„Der sogar weit mehr werth ist," sagte Herr Chopard, „denn ich sehe überhaupt nichts Schönes an dem jungen Manne, und sein Gesicht . . ."

„Verzeihen Sie, Papa, sein Gesicht ist sehr schön und sein Wuchs ausnehmend regelmäßig."

„Ja, er hat einen hübschen Wuchs," sagte Madame Chopard, „das kann man nicht läugnen."

„Und einen herrlichen Gang!" sagte Herr Chopard.

„Aber er muß sich endlich erklären, Papa; er muß uns besuchen; ich kann nicht länger in einer solchen Ungewißheit wie bisher leben."

„Unsere Tochter hat Recht, Chopard, ihre Lage ist sehr zweifelhaft. Ich glaube deßhalb auch, daß es nothwendig ist . . . Was soll man denn thun?"

„Lieber Papa, Sie sollten zuerst Herrn Schönzopf aufsuchen, ihn von dem Benehmen seines Pathen benachrichtigen und ihn bitten, er möchte Herrn Johann zu einer bestimmten Erklärung über seine Absichten auffordern?"

„Du hast Recht!... er muß sich über seine Absichten erklären ... Aber Schönzopf hat die Gicht und kann noch nicht gehen. — Nun, so wird er ein

Gefährt nehmen. — Ja, er wird ein Gefährt nehmen. Mein liebes Kind weiß doch auf Alles zu antworten. Höre Adelaide, wenn Du Johann Durand nicht heiratheſt, ſo wirſt Du Viele finden, die ſich glücklich ſchätzen werden. — Ja, lieber Vater, aber ich will eben Herrn Johann heirathen."

„Nun, Du wirſt ihn heirathen, liebe Tochter," ſagte Madame Chopard, und Herr Chopard wiederholte, während er ſich auf den Weg zu Schönzopf machte: „Die Sache iſt ganz einfach ... da ſie will, ſo muß ſie ihn bekommen."